

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Miklas schneidet Hitler	Seite 2
Theatercoup um die Reichswehr	Seite 3
Hindenburgs gefälschtes Testament	Seite 7
Deutschlands Weg zum Bonapactismus	Seite 7

Nr. 190 — 2. Jahrgang Saarbrücken, Samstag, 18. August 1934 Chefredakteur: M. Braun

Volksabstimmung wird gefälscht

Das Zeugnis von Nationalsozialisten, die an Wahlfälschungen am 12. November 1933 beteiligt waren

Einige langjährige Pgs., die zu einer oppositionellen, noch in der NSDAP. und in der SA. tätigen Gruppe von Nationalsozialisten gehören, senden uns auf Umwegen folgenden Bericht, der genaue Angaben über die Methoden der nationalsozialistischen Wahlfälschung enthält. Es handelt sich um Nationalsozialisten, die lange vor der Machtergreifung Mitglieder waren und das volle Recht haben, sich „alte Kämpfer“ Hitlers zu nennen.

„Höchstens 10 v. H.“

Als alle Parteimitglieder der NSDAP. sind wir von jeher gegen jedes Wahlsystem gewiesen, weil uns eine Wahl als das sicherste Zeichen von Schwäche und Verantwortungslosigkeit erschien. Wir erklärten jahrelang die Wählererei als Dummheit en gros, weil Millionen Unrecht und eine kleine Minderheit Recht haben könnte. Und in ungezählten Versammlungen rief Hitler selber in dem Brüllen der Ueberzeugung, daß die meisten Volksgenossen gar nicht geistig in der Lage wären, ein genaues Urteil abzugeben, d. h. selbständig zu entscheiden, welche Regierung für sie am besten sei. Gerade er erklärte immer, daß die Massen spielend leicht irren zu führen seien und daß das Wahlsystem mit Leichtgläubigkeit der Partei die Stimmen einbringe, die am stärksten die Massen beeinflussen könne.

Aus diesen Gründen gingen die alten Kämpfer nur mit Widerwillen, ja mit Ekel an die Vorbereitungen zur Wahl im November 1933.

Einige Wochen vor der Wahl kursierten in den Partei- und SA-Formationen Gerüchte, daß die Ortsgruppenleiter und Sturmführer abgesetzt würden, in deren Bezirk ein zu hoher Prozentsatz Rein-Stimmen abgegeben würde, weil die Kreisleitung auf dem Standpunkt stehe, daß diese Ortsgruppenleiter und Sturmführer nicht genügend ihre Pflicht getan hätten, um ihre Bezirke nationalsozialistisch zu machen. Als Höchstzahl wurde 10 v. H. angegeben, also in einer Ortsgruppe dürften nicht mehr als höchstens 10 v. H. Rein-Stimmen abgegeben werden.

„Vor keinem Mittel zurückschrecken!“

Der stellvertretende Gauleiter Kramer befahl Anfangs November in Frankfurt alle Ortsgruppenleiter ins Haus Offenbach, Königstraße (Festhalle), und hielt den Oberleitern eine Rede, in der er sagte, daß die Wahl vom 12. November eine ungeheure außenpolitische Bedeutung habe, daß der Bestand des nationalsozialistischen Regimes in Frage gestellt sei und daß auf keinen Fall ein schlechtes Wahlergebnis herauskommen dürfe. Er betonte, daß jedes Mittel recht wäre, um zu diesem außenpolitisch so dringend gebrauchten Wahlergebnis zu kommen. Es sei an der Zeit, der Welt zu zeigen, daß das Hitlerregiment stabil und nicht am Zusammenbrechen sei, daß Deutschland unter Hitler kreditfähig sei, daß Deutschland unter Hitler vertrauenswürdig sei usw.

Mit dem Aufgebot seiner ganzen Sprechkunst hämmerte er jedem ein, daß derjenige als nationalsozialistisch unbrauchbar angesehen werden müsse, der mit einem höheren Prozentsatz als 10 Prozent bei der Wahl antrete. Er schrieb in die Versammlung:

„Mit allen Mitteln müssen wir die Wahl zu einer gewaltigen Vertrauenskundgebung für unseren Führer gestalten und dürfen vor keinem Mittel, verstehen Sie mich bitte richtig, vor keinem Mittel zurückschrecken, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Die SA. wird darüber wachen, daß die Wahlvorstände restlos ihre Pflicht tun können und sind zum größten Stillschweigen verpflichtet. Es ist Vorfrage getroffen, daß diejenigen, die nicht ihre Pflicht als Nationalsozialisten tun, nötigenfalls im Konzentrationslager darüber nachdenken können, was Pflicht im Sinne unseres Führers am 12. November 1933 ist. Ich werde jeden zur Rechenschaft ziehen, der in irgend einer Form die Lebensnotwendigkeiten der Nation, d. h. heute das günstige Wahlergebnis sabotiert und wenn ein Defizit mir sagen wird, ich kann nichts dafür, daß meine Ortsgruppe mit so vielen Rein-Stimmen stimmte, dann werde ich diesem Frotzel sagen, daß er noch nicht begriffen

hat, daß wir, wie im Krieg, selbst vor welschen Korrekturen nicht zurückschrecken dürfen, denn wo es um die Lebensgrundlage von Deutschland geht, muß einfach ein glänzendes Ergebnis erzielt werden.“ usw.

In diesem Sinne bearbeitete der Stellvertreter Adolf Hitlers die kleinen Herrgötter in den Ortsgruppen, und die Versammlung schloß mit einem feierlichen Gelöbniß, im Sinne des Führers alles einzusetzen, um Adolf Hitler eine Vertrauenskundgebung zu verschaffen, damit das Ausland überhaupt mit ihm weiterverhandelt. Deutlich sprach dieser große Funktionär in Frankfurt es aus: Deutschlands außenpolitische Lage verlangt einen Beweis, daß Hitler an der Macht bleibt, und es gibt keinen Pfennig Kredit mehr her, wenn nicht eine Volksbefragung stattfindet. Hitler brauche eine Legitimierung zu den kommenden Wirtschaft- und Rüstungsverhandlungen, und nur deshalb entschloß er sich zu einer Volksbefragung.

Die Drohung

Und gleichzeitig versammelte der heftige SA-General Beckerle seine SA-Führer zu einer großen Führerbesprechung und sprach von der verdammt Pflicht und Schuldschuld, alles einzusetzen, um zu einem günstigen Resultat zu kommen und wenn das Resultat in einer Ortsgruppe nicht günstig sei, dann müsse es einfach günstig gemacht werden, denn für die SA. gäbe es keine Schwierigkeiten. Das erwarte der Führer am 12. November von „seiner“ SA.

Die Zellenleiter peitschten die Blockwarte auf, und es wurden alle irgendwie Verdächtigen blockweise in Listen aufgeführt und von SA-Männern besucht, d. h. die SA. kam als angeblicher Freund und erklärte den Erschrockenen, sie seien im Verdacht, gegen Hitler zu stimmen und man rote im „Guten“, sich öffentlich hitlerfreundlich zu betätigen.

Weiterhin wurde angekündigt, in den nächsten Tagen würde wieder ein Reichsabstimmungstag durchgeführt. Schon im Juli 1933 hatte die gesamte Polizei, die SS. und SA. im ganzen Reich alle anwesenden Personen, in erster Linie ortsfremde Personen kontrolliert, d. h. schlagartig eine Razzia über das ganze Deutsche Reich vorgenommen.

Und eine solche Razzia sollte demnächst vorgenommen werden, um die vielen Tausenden starken illegalen antisemitischen Organisationen zu erfassen. Bei dem Reichsabstimmungstag, über den größtes Stillschweigen herrschte, waren Willkürakte sonderbarerweise vorgekommen und insgeheim fürchteten viele die auf ein „Ergebnis“ hungrigen SA-Formationen.

Terror und Betrug

So eingeschüchert, erwartete die Bevölkerung voller Angst den Wahltag. Nahezu keine kam es vor, daß den misstrauisch alle Wähler betrachtenden SA-Männern das gemachte „Ja“-Kreuz gezeigt wurde, und daß die wachhabenden SA-Männer rein „zufällig“ an die Wahlzelle (wo angekreuzt wurde) kamen, um die Verdächtigen zu kontrollieren.

Und die Massen taten ihre Pflicht doch nicht so wie die braunen Banditen es erwarteten. Ueber hundert „Verdächtige“ wurden allein in Frankfurt sofort nach dem Wahlaft beim Verlassen des Wahllokals verhaftet wegen „provokierendem Verhalten“. Die Gefangenen wurden in der Turnhalle des Standartenheims Böhlenstraße eingesperrt, wo sie begeistert marxistische Lieder sangen, bis ein riesiger Tumult entstand, SS-Abteilungen eindrangen und auf die Gefangenen einschlugen.

Nach Beendigung der Wahl wurden die abgegebenen Stimmen hinter den von SA-Männern abgesperrten Türen sortiert und ausgezählt. Bei jeder Rein-Stimme brüllten die Wahlleiter Psi und lieberhaft wurde das Endergebnis zurecht gefälscht, denn es hätte sich kein Wahlleiter mit einem schlechten Ergebnis zu der alles absperrenden SA. gewagt, weil sie befürchten mußten, verprügelt, evtl. totgeschlagen zu werden. Es wurden meines Wissens in den Ortsgruppen Holzhausenpark (wo viele deutschnationalen Stimmen waren), Ostend Sandweg, Nordost-Hornheim, Altsiedel, Bahnhof, Eichenheimer Straße, Bodenheim, Rödelheim, Fehrenheim, Hausen und viel mehr als 10 v. H. Rein-Stimmen abgegeben. Alle Ortsgruppen

Antwort an Hitler!

Die „Deutsche Freiheit“ wird morgen auf die Rede antworten, die der deutsche „Führer“ und Reichskanzler von Hamburg aus an die deutsche Nation zu seinem Plebiszit-Schwindel halten wird.

Gefangene als Ankläger

Die Amnestie

Zu den Propagandatribuns Hitlers für die Volksabstimmung am 19. August gehört auch die Amnestie. Die Justizpressestelle Berlin teilt mit, daß, in „Auswirkung des Gesetzes über Gewährung von Straffreiheit vom 7. August d. J., allein im Bezirk Groß-Berlin bisher über 1000 Häftlinge auf freien Fuß gesetzt worden sind. Mit weiteren Haftentlassungen ist in den nächsten Tagen laufend zu rechnen. Diese Zahl beweist eindeutig, wie weitgehend die Amnestie ist.“ Nachrichten aus Thüringen melden, daß aus dem Lager von Bad Sulza in Thüringen etwa ein Drittel der dort untergebrachten Schutzhäftlinge entlassen worden seien.

Mit solchen Nachrichten soll das deutsche Volk betrogen, soll die Welt getäuscht werden, die noch immer keine klare Vorstellung von den Unrechtszuständen im „dritten Reich“ gewinnen kann. Es ist kennzeichnend, daß die Zwischemeldungen der deutschen Presse nichts mitteilen über die bisherige Parteizugehörigkeit der Schutzhäftlinge, und es ist recht auffallend, daß bisher keine Zeitung über die Entlassung irgend eines bekannten Sozialdemokraten oder Kommunisten berichtet kann.

Darum fragen wir nach dem Schicksal einiger der Opfer des Hitlerregimes:

Wird der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Schumacher entlassen? Ein Mann, der als Kriegsfreiwilliger im Felde stand und einen Arm verloren hat.

Wird der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wierendorf in Freiheit gesetzt? Ein Kriegsfreiwilliger, der im Felde ein Ohr verloren hat, übrigens von Wilhelm II. persönlich für Tapferkeit vor dem Feinde das Eisene Kreuz 1. Klasse erhielt.

Fällt der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Gerlach unter die Amnestie? Ebenfalls ein Kriegsfreiwilliger mit zerfrossem Arm. Auch er ist seit über einem Jahr grundlos seiner Freiheit beraubt.

Wird der frühere sozialdemokratische Abgeordnete und Oberpräsident Lüdemann befreit? Er ist eines der Opfer des am 30. Juni ermordeten Schurken Edmund Heines, der ihn in einem Schandzuge durch das Oberpräsidium und dann durch die Stadt Breslau führen ließ.

Wie steht es mit der Entlassung des früheren kommunistischen Reichstagsabgeordneten Ernst Torgler? Er ist von der Hitlerjustiz unter der bewußt falschen Verdächtigung, an der Reichstagsbrandstiftung beteiligt gewesen zu sein, verhaftet worden. Monatelang wurde er im Gefängnis in Ketten gelegt. Dann wurde er in dem großen Leipziger Prozeß freigesprochen. Alle Welt weiß, daß er mit dem Reichstagsbrand nichts zu tun hat, der vom Palais des Göring aus von Röhm und Heines unter

meldeten aber holz nur 8-10 Prozent Rein-Stimmen, weil sie die überschüssigen Rein-Stimmen vernichtet und die fehlenden Ja-Stimmen angefertigt hatten. Einfache Sache.

In den Jubel des „Sieges“ mischten sich die Prablerellen der Fälscher, die stolz darauf waren, für die große nationalsozialistische Sache eine neue Heldentat begangen zu haben. Nur eine Ortsgruppe, die Ortsgruppe Altsiedel in der Fabergasse, mußte 70 Prozent Rein-Stimmen melden, weil diese hohe Rein-Stimmenzahl in erster Linie ein Protest gegen den Ortsgruppenleiter war, der in zahllosen Fällen die ehemals kommunistische Hochburg Altsiedel in den vergangenen Monaten zu fast terrorisiert hatte.

Korrekturen Seite 2, Seite.

Beteiligung später wegen der Mitwisserschaft ermordeter SA-Leute — nur einer entkam — angeklagt worden ist. Dennoch bleibt Torgler eingekerkert. Nun seit 18 Monaten. Anderthalb Jahre Gefängnis ohne jeden Grund. Torgler müßte auch ohne Amnestie die Freiheit wiedererlangen. Wir fragen: wird Torgler nun „amnestiert“?

Wie steht es mit dem früheren kommunistischen Reichstagsabgeordneten Ernst Thälmann? Auch er ist seit 18 Monaten eingesperrt. Längst würde man ihm den Prozeß gemacht haben, wenn man es mit einiger Aussicht auf Erfolg vor der Öffentlichkeit könnte. Warum bleibt Thälmann noch immer hinter Gefängnismauern? Wie steht es für ihn mit der Amnestie?

Seit anderthalb Jahren wird der Schriftsteller Ossieck im Konzentrationslager körperlich und seelisch mißhandelt. Nichts liegt gegen ihn vor, als daß er der stärkste pazifistische Kämpfer deutscher Zunge war. Wir haben ihm nichts zu danken, denn er gehörte von jeher zu unseren schärfsten und ungerechtesten Kritikern. Er war und ist aber das, was das „dritte Reich“ nicht kennt; ein frei und unbefangener Geist. Darum setzen wir uns mit besonderer Energie für ihn ein. Wir fragen den deutschen Reichshangler, der zu tausenden kriminelle Verbrecher und Mordbuben seiner SA amnestiert, wann endlich er Ossieck aus den Fäusten der braunen Forderknechte befreit?

Findet die Amnestie auf den Schriftsteller Ludwig Renn Anwendung? Den Mann aus altem deutschen Adel, der den Krieg erlebt und in einem Buche gestaltet hat, das für immer der deutschen Literatur gehören wird.

Wird der Rechtsanwalt Hans Litten amnestiert, gegen den nichts vorliegt, als daß er vor Hitlers Kanzlerhaft in politischen Prozessen für kommunistische Angeklagte gegen Nationalsozialisten plädiert hat? Er wurde am Abend des Reichstagsbrandes verhaftet, und dann in einem Konzentrationslager so grausam behandelt, daß Staatsanwalt Mittelbach bei einer Inspektionsreise von Littens physischem Zustand peinlich betroffen wurde. Er hat ihn persönlich ins Gefängnis von Moabit überführt, denn im „dritten Reich“ ist ein normales Gefängnis im Vergleich zu den Konzentrationslagern ein Paradies.

Daraufhin wurde Mittelbach bestraft und Litten ins Konzentrationslager zurückgebracht. Seither hat man seine Spur verloren. Wo ist Rechtsanwalt Litten? Lebt er noch? Wenn ja, wird ihm die Amnestie die Freiheit gewähren?

Wir nennen diese unbekannt Namen, um zugleich an die vielen tausend anderen Sozialdemokraten und Kommunisten zu erinnern, Männer und Frauen, die in den Konzentrationslagern, in den Zuchthäusern und in den Gefängnissen sitzen. Wir fordern Aushunft unter genauer Namensnennung, wie von diesen Opfern Hitlers nun durch seine Amnestie befreit wird.

Wir fürchten, daß wir vergeblich fragen. Während von Amnestie geredet wird, arbeiten die Sondergerichte und die Volksgerichte mit Hochdruck und erbarmungslos. Am Mittwoch sind die kommunistischen Reichstagsabgeordneten Georg Schumann und Karl Elgas, sowie die frühere kommunistische Landtagsabgeordnete Frieda Franz wegen gemeinsamer hochverräterischer Betätigung zu je drei Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Zuchthaus! Nur weil sie nach Hitlers Machtergreifung sich bemüht haben, ihrer Ueberzeugung auch im „dritten Reich“ einen organisatorischen Rückhalt zu geben.

Die preußische Justizpressestelle feiert die Amnestie als ein Zeichen für die Kraft und die Beständigkeit des Regimes.

Die Tatsache aber, daß der Reichskanzler sich scheut, Gegner in Freiheit zu setzen, die nie anders als mit geistigen Waffen gegen ihn gekämpft haben, zeugt nicht von Selbstvertrauen des „dritten Reiches“, sondern beweist die Furcht vor den unsterblichen sozialistischen Ideen.

Außenminister v. Ribbentrop?

Köster — Hoesch — Hassel

Berlin, 17. August. Aus diplomatischen Kreisen verlautet, daß der Reichsminister beabsichtigt, den Botschafter Köster in Paris und den Botschafter von Hoesch in London, die beide innerlich der Außenpolitik des „dritten Reiches“ widersprechen, zu entlassen. Außerdem soll der deutsche Botschafter in Rom, von Hassel, durch den letzten Reichsaußenminister von Neurath ersetzt werden, der das Deutsche Reich als Botschafter in Rom vertreten hat, bevor er Außenminister wurde. Als Nachfolger Neuraths wird der außenpolitische Vertraute Hitlers, von Ribbentrop, genannt.

Der Bonzenluxus

Ley und Baldur von Schirach

Berlin, 17. August. Die Maßnahmen zur Aufrüstung der SA sind auf so hohe Schwierigkeiten gestoßen, daß sie erst nach dem Parteitag im Herbst in Angriff genommen werden können. Den nationalsozialistischen Organisationen und der Presse ist verboten worden, die Säuberung und die Reform der SA öffentlich zu erörtern.

Der Name des Führers der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, ist seit einigen Tagen von der Sowjetseite „Das Deutsche“, des offiziellen Blattes der Arbeitsfront, verdammt. Das erbjt die Glaubwürdigkeit der Meldungen, daß Dr. Ley festgesetzt werden soll.

Der Reichsfinanzminister der NSDAP, Schwarz, hat bei seiner Rückkehr von der Finanzierung der Deutschen Arbeitsfront und der Hitlerjugend große Bergendungen von öffentlichen Geldern, zum Teil zugunsten der luxuriösen Lebensführung prominenter Nationalsozialisten festgestellt. Es heißt, daß eine große Säuberungsaktion bevorsteht, von der u. a. Dr. Ley und Baldur von Schirach bedroht sind, die zur Zeit im Mittelpunkt der Gerüchte über die Lebensführung prominenter Nationalsozialisten stehen.

Düsterberg in Freiheit?

Die „Frankfurter Zeitung“ meldet:

Ausländische Blätter haben berichtet, daß der frühere stellvertretende Bundesvorsitzende des Stahlwerks, Oberleutnant a. D. Düsterberg, seit dem 10. Juni verschunden sei. Gegenüber dieser Behauptung ist festzustellen, daß Oberleutnant a. D. Düsterberg zwar am 10. Juni in Ostpreußen wurde, daß er sich aber wieder am 1. Juli in Ostpreußen befindet.

Volksabstimmung wird gefälscht

Kontinuation von Seite 1.

Protest gegen den Schwindel

Wenn der Sturm in der Badgasse nicht rechtzeitig eingegriffen hätte, dann hätte es Tote gegeben. Eine angebliche Kommunistin, die in der Adlerfuchschule beim Stimmenauszählen dabei sein wollte, wurde mit Gummiknüppeln von zwei SA-Männern des Sturmes 22/81 herangehauen, weil derartige Kontrollen denkbar unerwünscht waren. Die Gesangenen in der Turnhalle wurden, als die SS-Abteilung gegen 9 Uhr abzog, von dem SA-Mann Becker freigelassen, der weder Auftrag noch Berechtigung dazu hatte. Da er ehemaliger Kommunist war, wurde er wegen Gefangenenbetreuung verhaftet und monatelang auf Zelle 279 des Untersuchungsgefängnisses Frankfurt, Hammelsgasse, gefangen gehalten und später verurteilt. Da die Namen der Verhafteten in der Turnhalle nicht festgehalten worden waren, konnte man ihrer nicht mehr habhaft werden.

Bei der kommenden Abstimmung muß beachtet werden, daß Hitler wieder aus außenpolitischen Gründen eine Volksabstimmung braucht, denn seinen schönen Redensarten traut das Ausland nicht. Adolfs brauchte Geld und Kredite, deshalb muß er diese Schiebung nach dem alten Muster machen, denn schon werden alle Vorbereitungen getroffen wie beim letzten Mal.

Der Unterschied ist diesmal nur der, daß in der Klingerschule, in der SS-Kaserne, die gesamten Sicherheitsvorbereitungen getroffen worden sind, ja daß die Keller für 300-400 Gesangene eingerichtet worden sind, denn man rechnet schon heute mit bedeutend größeren Widerständen. Ebenso hat der Polizeipräsident Beckerle einen vertraulichen Erlaß herausgegeben, daß mit ernsthaften Widerstandshandlungen ehemaliger SA-Männer gerechnet würde und daß denselben gegenüber mit größtmöglicher Rücksicht entgegen zu treten sei (wahrscheinlich weil sie zuviel wissen).

Von Papen und Miklas

Die Antrittserklärungen in Wien

Wien, 16. Aug. Bei der Ueberreichung des Beglaubigungsschreibens hier:

Gesandter v. Papen

folgende Ansprache:

Herr Bundespräsident! Vom Herrn deutschen Reichskanzler als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in besonderer Mission nach Wien entsandt, habe ich die Ehre, Eure Excellenz mein Beglaubigungsschreiben zu überreichen, das zugleich von der Abberufung meines Herrn Amtsvorgängers Mitteilung macht.

Indem ich das ehrenvolle Amt übernehme, die deutsche Repräsentation bei der österreichischen Regierung zu vertreten, bin ich mir der hohen Bedeutung und Verantwortung der Aufgaben bewußt, die dieses für mich gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen in sich schließt. Es ist der Wunsch der Reichsregierung, und zugleich das letzte Vermächtnis des verewigten Reichspräsidenten Generalfeldmarschall v. Hindenburg an mich, daß das leider getrübbte Verhältnis zwischen Deutschland und Oesterreich wieder in normale und freundschaftliche Bahnen geleitet werde. Mein vornehmstes Bestreben wird es daher sein, meine ganze Kraft für die Bewirkung dieses Wunsches einzusetzen und so dazu beizutragen, daß sich in unseren staatlichen Beziehungen die Wärme der Freundschaft wiederherstellen, wie sie unserer tausendjährigen Stammes- und Kulturgemeinschaft entspricht.

Ich trete an diese große Aufgabe voll Zuversicht heran, weil ich des festen Glaubens bin, daß die auf Einverständnis und gemeinsamer Geschäfte beruhenden Bande zwischen unseren beiden Völkern unzertrennbar sind und weil ferner eine Zusammenarbeit auf geistigem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet für den europäischen Wiederaufbau unerlässlich ist. Deshalb hege ich die Hoffnung, daß ich bei meiner Tätigkeit auf die hohe Unterstützung Eurer Excellenz und die unentbehrliche Mitwirkung der österreichischen Regierung rechnen kann.

Auf diese Ansprache des Gesandten von Papen antwortete

Bundespräsident Miklas:

Herr Gesandter! Mit Vergnügen nehme ich aus Ihren Händen das Schreiben entgegen, durch das Sie meine Excellenz der Herr deutsche Reichskanzler als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Deutschen Reiches in Wien beurlaubt.

Gleichzeitig übernehme ich das Abberufungsschreiben betreffend Ihren Vorgänger, den Herrn Gesandten Dr. Kurt Lieb.

Mit Erwartung habe ich Ihren Worten entnommen, daß Ihre Excellenz in einer Linie mit der besonderen

Amnestie für kriminelle Nazis

Dortmund, 16. August. Das Dortmunder Schöffengericht verhandelte gegen einen Nationalsozialisten, der der Begünstigung eines Diebstahls angeklagt war. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten, sagte aber sofort hinzu, daß er angesichts der zu erwartenden Amnestie die Einstellung des Verfahrens beantragte. Das Gericht entsprach diesem Antrag.

Tagesbilanz der Hitler-Justiz

Manheim, 16. Aug. Der 58jährige Albert Schlachter aus Bretten war von seiner früheren Frau denunziert worden, er habe die Verlobung gelöst, weil er nur eine Gefinnungsgenossin heiraten könne. Das badische Sondergericht schloß noch andere Zeugen heran, die behaupteten, daß Schlachter sich über Regierungsmassnahmen abfällig geäußert und außerdem gesagt habe, die drei im Reichstagsbrandprozeß angeklagten Ungarn bekämen nichts zu essen, damit sie verhungerten. Das Urteil lautete auf sieben Monate Gefängnis. — Wegen der Erklärung: „Ich bin Kommunist und bleibe Kommunist“ verurteilte das badische Sondergericht den 47jährigen Aris Hiltmann aus Senabruch zu vier Monaten Gefängnis.

Manheim, 16. Aug. Der 56 Jahre alte Michael Bürkle aus Trillingen, der ein an Schweizer Berwandte gegebenes

Am Donnerstag, dem 7. August 1934, fand die SA-Führerbesprechung in Frankfurt statt, wo fast nichts mehr von der alten Kampfeslust zu spüren war, denn keiner weiß mehr, wie lange er noch SA-Mann und damit ein Ausgewählter ist.

Die feurigen Reden fanden bei den misstrauisch gemachten und vor ihrer Entlassung zitternden SA-Führern kein großes Echo, so daß sich der Gruppenführer-Polizeipräsident Beckerle im Cafe Römer äußerte: es sei kein Schwung mehr in der SA. Kein Wunder, der Theaterdonner zieht nicht mehr bei Menschen, die jeden Augenblick ohne Gerichtsverhandlung abgemurrt werden können.

Wir alten Kämpfer wissen, daß dieser ganze Wahlschwindel ein Betrugsmanöver sondergleichen ist, das nie und nimmer als „Wahl“ angesehen werden kann, sondern nur ein von verschüchterten Massen erzwungenes Vertrauensvotum darstellt. Und weiter wissen wir, daß Hitler mit Herzklappen diesem Tag entgegensteht, denn noch so eine Wahl und der Volksgorn lodert auf und legt die braunen Bonzen hinweg. Nicht umsonst sind Polizei, SS, die Reste der SA und sogar die Reichswehr im Alarmzustand; nicht umsonst sind für den Wahltag die Panzerwagen der Frankfurter Polizei zur Bereitschaft befohlen worden.

Wer sich so unsicher fühlt, muß ein schlechtes Gewissen haben, muß sich selber darüber klar geworden sein, daß dieses Jahr bedeutend mehr Wahlschwindungen vorgenommen werden müssen, um wieder die 10 Prozent (diesmal wahrscheinlich nur noch 8 Prozent) Rein-Stimmen zu haben, d. h. um wenigstens einigermaßen glaubwürdig das Abstimmungsergebnis präsentieren zu können.

Wir alten Kämpfer protestieren gegen diesen Schwindel, in dem 8 Millionen Menschen gezwungen werden sollen, wider besseres Wissen, dieses Affentheater der braunen Volkerverderber mitzumachen.

Mission betraut sind, im Sinne Ihres nun in Gott ruhenden großen Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall v. Hindenburg, das Verhältnis zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reich wieder zu einem normalen zu gehalten. Ich bitte Eure Excellenz, die Versicherung entgegen zu nehmen, daß es auch mein aufrichtiger Wunsch ist, unseren Beziehungen von Staat zu Staat wieder jenen freundschaftlichen Charakter zu geben, der den geschichtlichen Gegebenheiten und so vielen Gemeinsamkeiten in Sprache und Kultur unserer beiden Staaten entspricht. In dem Bestreben nach Durchführung dieser Aufgabe werden Eure Excellenz bei mir und der Bundesregierung jederzeit die vollste Unterstützung finden.

In diesem Zusammenhang drängt es mich, auch der Hoffnung und zuversichtlichen Erwartung Ausdruck zu verleihen, daß auch auf wirtschaftlichem Gebiet die zwischen unseren beiden Staaten bestehenden Störungen beseitigt werden und daß es uns gegönnt sein wird, in wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit den anderen Ländern Europas zur Ueberwindung der allgemeinen Wirtschaftskrise und zur Förderung des Wohlstandes der Völker beizutragen.

Indem ich Eure Excellenz aufrichtig bitte, in diesem Sinne auf meine Mitwirkung zu rechnen, beße ich Sie, Herr Gesandter, in Oesterreich freundlich willkommen.

Zwischen den Zellen

Von diesen beiden Reden, die in den üblichen diplomatischen Formen gehalten wurden, hat nur die des Bundespräsidenten Miklas Bedeutung, denn sie zeigt an drei Stellen die Linien österreichischer Politik und österreichischer Forderungen:

1. Miklas verweigert jede Vertrauenserklärung für die deutsche Reichsregierung. Während Papen einmal von der deutschen Reichsregierung spricht, anerkennt Miklas nur eine Mission im Sinne des nun in Gott ruhenden großen Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall von Hindenburg.

2. Miklas bezeichnet die Aufhebung der wirtschaftlichen Störungen, also vor allem die deutsche Taufendmark-Ausreiseperrre, als die Voraussetzung für die gegenseitige Befriedung.

3. Miklas hebt die wirtschaftliche Zusammenarbeit Oesterreichs mit den anderen Ländern hervor und unterstreicht damit die staatliche Selbstständigkeit Oesterreichs und seine Freiheit, mit allen anderen Staaten souverän Verträge zu schließen.

Darleben in Höhe von 600 Schweizer Franken im Jahre 1931 zurückerhalten, bei einer Schweizer Sparkasse deponiert und dieses Guthaben aus Unkenntnis der Devisenbestimmungen dem Finanzamt nicht gemeldet und der Reichsbank nicht angeboten hatte, wurde vom badischen Sondergericht zu einem Jahr und 14 Tagen Zuchthaus verurteilt. Das Guthaben nebst Zinsen wird im Interesse des Reiches eingezogen.

Schlacht in China

Zwischen Kommunisten und Regierungstruppen

Wien, 16. Aug. Die chinesischen japanischen Blätter melden, daß die kommunistischen Truppen in der Provinz Fujian mit einer Division der chinesischen Regierungstruppen bei Taoschan eine Schlacht hatten. Die chinesischen Regierungstruppen wurden von den Kommunisten heftig angegriffen. Ertere hatten nach Mitteilung der japanischen Presse und der Telegrafagentur Nippon Tompo einen Verlust von 1100 Toten und Verwundeten. Die Verluste der Kommunisten beliefen sich auf etwa 1300. Die Kämpfe dauern noch an.

Nach einer weiteren Meldung haben die Kommunisten einen Vorstoß in der Richtung auf Schuisen unternommen, der aber durch den starken Widerstand der chinesischen Regierungstruppen mißlungen sein soll.

Frauen klagen an

Frauen haben es büßen müssen . . . Hitlers wahrstes Wort

„Die Frauen haben leider stets für die Verbrechen der Männer büßen müssen.“

Das sagte Hitler in seiner Rede vor dem sogenannten Deutschen Reichstag am 13. Juli, als er das Verbrechen vom 30. Juni zu verteidigen suchte.

Das ist ein wahres Wort. Das einzige wahre Wort, das Hitler je gesprochen hat. Und er muß es ja wissen. Denn er ist Gründer und Führer einer Partei, die die völlige politische Entrechtung der Frau zum Programm erhoben hat und die als eine ausgesprochene Männerbewegung und Parteibildnerarmee die Frau unter allen möglichen Begründungen dorthin zurückdrängen will, wo sie nur noch als passiv Dienende und Duldende die Folgen der ausschließlich von Männern gemachten Politik zu tragen hat.

Sie hat dem aus der politischen Schlacht heimkehrenden Parteitrieger das Bärenfell hinzubringen, hat ihm, zum Lohne geschmückt mit allen Attributen und dem Männerregiment im trauten Heim, in dem es Jahr für Jahr nach dem Familienkreise der Wochenstube zu riechen hat, die künftigen Parteifolksoldaten und die künftigen Mütter künftiger Parteifolksoldaten zu gebären.

Im übrigen aber hat die Frau das still duldende Opfer des Verbrechens der Männer zu sein. Das darf als Frauenpflicht und Frauenlos ein Mann proklamieren, dessen Regime im reichsdeutschen Original und in seinen getreuen Nachbildungen ungezählte Frauen zu Opfern des Verbrechens der Männer gemacht hat. Wohlverstanden nicht ihrer Männer — Hitler hat ausdrücklich gesagt: der Männer! Und als er das sagte, zogen vor dem Auge des Radiobehörers die Schatten aller seiner acananten und gemarterten Frauen vorüber, die es haben mit ansehen müssen, wie man ihre Männer nachts aus den Betten zerrte, wie man sie vor ihren Augen blutig schlug, mit Soldnerhufeisen trat und auf die Lasten sich, auf denen sie wie Ladungen von Schlachtvieh in die Folterkeller der SA-Festern und hinter die Stacheldrahtgitter der Konzentrationslager transportiert wurden.

Jener Frauen gedachte man, die nach der blutigen Heimführung einer Wohnkolonie eine schaurige Kabine hielten, ein blutgetränktes Handtuch, mit dem sie die Wunden ihrer zerlängelten Männer getrocknet hatten. Jene Frauen sah man in langen Reihen stehen, die man Stundenlang vor den Toren der Konzentrationslager warten ließ, um sie dann fortzuführen mit dem Befehl, daß über das Lager Bewachung verhängt sei, Frauen mit kleinen Kindern im Arm, in denen sie mitbrachten, was sie an Lebensmitteln für die gefangenen Männer ihrem eigenen Munde abspart hatten, armenhafte Liebesbeweise, eingewickelt in das Papier gleichgeschalteter Zeitungen, die die Herrlichkeit des „dritten Reiches“ verkündeten. Jener Frauen gedachte man, die vor Entsetzen gelähmt die von Wunden und schmerzhafter Juristerei entstellten Männer nicht wiedererkannten, wenn sie ihnen beim Besuche im Lager entgegengeführt wurden. Und jener Frauen, denen der Tod ihrer Männer lakonisch mitgeteilt wurde: „Auf der Front erschossen“.

Wahrhaftig: Frauen büßen für die Verbrechen der Männer — jener Männer, deren Führer das Wort geprägt hat! Eine entsetzliche, vieltausendköpfige Leidensprozession zieht vorüber, wenn man der Opfer gedenkt.

Und wer alles geht in diesem Zuge mit! Frauen, deren Männer hüten standen, auf Seiten der Besiegten, der Geschlagenen, in der zertrümmerten Front menschlicher Gerechtigkeit. Und Frauen auch, deren Männer misfallen, als die Diktatur des Verbrechens zur Herrschaft erhob. Plötzlich erweilt es sich, daß es nicht nur die Frauen des Gegners als Opfer trifft, sondern daß es überhaupt Frauenlos wird, für die Verbrechen der Männer zu büßen.

Man braucht die Namen von nur vier Frauen nebeneinander zu stellen, um zu zeigen, wie die Frauen schlechthin die Opfer eines Regimes werden, das seine Macht auf das Verbrechen der Männer gründet. Vier Namen nur: Frau Mähjam, die Frau des heimlich erschlagenen Dichters, geht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und berichtet mit von tausendfachem Leid acharter Stimme das unvorstellbare und doch anderthalb Jahre lang erduldeten Martyrium ihres Mannes.

Frau Straker, die Frau des im Schalle des Grunmaltes erschlagenen und zertretenen Mannes, bei dessen Tode der „Führer“ Taufpate gewesen ist, sträubt sich vier Tage lang in allen Qualen der Angst und der Ungewißheit gegen die entsetzliche Wahrheit, daß auch ihr Mann, der dem „Führer“ die Partei organisiert hat, zu den Ermordeten zählt.

Frau Seger sitzt monatelang mit ihrem kleinen Kinde im Konzentrationslager, gefangen als Geisel, weil ihrem Manne die todesmutige Flucht aus der Hölle von Oranienburg gelang. Und nicht der menschlichen Einsicht ihrer Feindin, sondern nur der unerträglich anklagenden Stimme ihres Mannes verdankt sie es, wenn schließlich englische Delfer ihre Befreiung erzwängen und sie nicht länger das Schattendasein der ungezählten Frauen teilen muß, die als Geiseln und Gefangene in den Wäldern der Konzentrationslager die dreifachen Verdienste des Soldaten wachen müssen.

Frau Ernst begeht Selbstmord, die Frau des erschossenen Berliner SA-Führers, die kurz zuvor als alkoholisierte Braut am Arm ihres Bräutigams Adolf Hitler zum Traualtar schritt und auf diesem blumendekorierten Wege für die Bilderselten des „Völkischen Beobachters“ fotografiert wurde.

Vier Namen nur für tausend Trägerinnen des Frauenleides, wie es der „Führer“ verkündet hat. Nicht Frauen des Gegners Hitlers nur tragen es. Auch Frauen trifft es, die bekern noch unbekümmert um das Schicksal ihrer Schweftern begünstigt auf der Seite der Sieger lebten. Es ist in dieser auch Hakenkreuz geschlagene Welt schlechthin das Los der Frauen, für die Verbrechen der Männer zu büßen.

Kann man diese vom „Führer“ ausgesprochene Wahrheit und ihre Gültigkeit für die von Diktatoren angeordnete Welt überhaupt nader enthüllen als dadurch, daß man nach dem Namen einer Frau nennt:

Frau Wallisch, deren zum Tode am Galgen verurteilter Mann sie bei ihrem letzten Besuch in seiner Zelle mit einem in Chloroform acananten Taschentuch einschläfert, damit sie über seine Todesstunde hinausbestehen kann.

Die Frauen haben leider stets für die Verbrechen der Männer büßen müssen.

Ein einziges Mal sprach Hitler ein wahres Wort. Er unterließ es nur, hinzuzufügen: Stets und immer dort, wo verbrecherische Männer die Macht haben!

Manfred.

Aber hört es die Welt?

Durch die Städte der Länder, die noch frei von faschistischer Schändung sind, geht eine Frau und klagt an. Man hat ihren Mann, den Dichter Erich Mähjam, unter den Augen Europas seit 14 Monaten in deutschen Konzentrationslagern geschlagen, geschunden, gemartert und schließlich gemordet. Man hat ihm beide Ohren verkrüppelt, hat ihn drei Stunden lang (Paran wird der kriminelle Verbrecher genannt, der ihm zum Ergötzen der braunen Hölzerie dazu zwang), man hat ihm beide Daumen gebrochen — Dimitroff! meint der wehrkräftige Kalanke, der diese Gemeinheit verübt, um sich das Wohlwollen der kommandierenden Lumpen zu sichern.

Das blutige Schlusskapitel dieser Martyrergeschichte spielt im Konzentrationslager Oranienburg. Seit Segers Buch weiß die Welt, wie dort geschunden, gequält und gemordet wird. Und wieder ist es ein Stahlkopf, unter dessen Leitung sich diese Menschenhändlungen abspielten. Wieder ist es diese niederträchtige, feige, kalte sadistische Art, vor der man erschrickt, wieder feierlich der Hah der Ungeheuer gegen den Geist seine blutigen Dragen. Ein „Ankeltueller“ — drauf, foltert ihn ein Viehdieh! Als Tanzbar verkleidet wird dieser Dichter von Beltrus durchs Lager geprügelt; lächerlich geschoren und demütigend angezogen, ist dieser Mann an der Schwelle des Greisenalters jungen verdorbenen Menschen eine Angelegenheit landsknechtlicher Erheiterung; ein Kesseln wird erschossen, um ihn zum Weinen zu bringen! Und als er endlich im Abort aufgehängt worden ist, während die beurlaubte, verärgerte SA betrunken in der Kantine hoch — als die Verantwortlichen einen Selbstmord vorzutäuschen und die Frau ihnen in die vertierenen Gesichter schreibt: „Er hat nicht Selbstmord begangen, er ermordet hat ihn!“ — da antwortet niemand, und der braune Lagerkommandant Stahlkopf sucht schnell noch ein kleines Geschäft gegen die schwarze Konkurrenz drauß zu deckeln: „Wachen Sie nie die SA, dafür verantwortlich, die Schuld trägt allein die SA.“

Unvorstellbar für alle außerhalb der Konzentrationslager ist nicht nur das Grauen dieser Stätten, unvorstellbar ist auch die Heldenshaftigkeit, die dort gelöhren und in lächerlicher Gewandlung einbegeht. Wie mancher andere seiner Leidensgenossen, die standhaft blieben, hätte es Erich Mähjam beuemer haben können. Wenn er abgeschworen hätte, kühlerig und klein geworden wäre! Durch 14 Monate bitterster Qual, Not und Folterung hindurch ist er dem Lager der Menschlichkeit treu geblieben, bespuckt, gepöbeln, geizten, ein Passionsmensch, wie ihn kein Jesus je gegangen! Täglich bewies er seinen Feindern, daß man ihn zwar zum Abortschneuern, aber nie zu ihrer gemeinen Gewinnung zwingen konnte. Wenn in dem Gefängnis, das gegenwärtig Deutschland maltrotiert und jede Stunde geschwollen von Herosimus quastet — wenn in diesem Gefängnis auch nur ein Funken Respekt vor wirklichem Heldentum lebte, dann müßte es vor diesen Helden der KZ in den Staub sinken. Aber sie wagen nicht einmal, ihnen die Freiheit zu geben!

Was aber tut die übrige gefittetere Welt? Sie befreizt sich und — schaut zu. Als am 1. Juli die deutschen Hüllladen bekannt werden, schrie die Weltstube vor Entsetzen auf. Was? Nicht nur seine Kameraden, sondern auch völlig unschuldige, antihitlerische Leute, wie Salzeiser, Klausener usw. waren aufs Hitlers Befehl über den Haufen geknallt worden? Und das alles ohne Beweise, ohne gerichtliches Verfahren, ohne Verhör mindestens der bürgerlichen unschuldigen Leute? Die Hölle mühten selbst die rubialigen Schweizer Blätter in Ganafterien verboten werden, und seitdem hört man es im Ausland sowohl halbamtlich wie im leidetenden Teil der nichtfaschistischen Presse: ein unmögliches Regime.

Deutsche Studentin heute

Morsen, Funken, Blinken, Kriechen

Die „Deutsche Studentin-Zeitung“, das Kampfblatt der deutschen Studentinnen, Jahrgang 2, München, 21. Juni 1934, Nr. 12 veröffentlicht den folgenden Artikel über die Aufgaben und Ziele des Frauendienstes der deutschen Studentinnen:

Der Dienstplan der Studentin, der im W.-S. 1933/34 erstmalig an allen Hochschulen durchgeführt wurde, umfaßt als eines seiner Hauptgebiete die Arbeit im Amt für Frauen-

Frauenamt soll die deutsche Studentin nicht nur theoretisch in die Aufgaben des Vorkurses, des Nachrichtenwesens und des Sanitätsdienstes einführen, sondern ihr auf einem der drei Gebiete ein gewisses Maß von Abnnen vermitteln.

Alle 1.-6. Semester haben im Winter eine Grundausbildung

in den genannten Gebieten durchgemacht. Wo wir durch Mangel an Schulungsmitteln dieses Ziel noch nicht erreicht haben, wird es im S.-S. 1934 nachgeholt. Im kommenden W.-S. werden alle Studentinnen außer denen im 1. Semester zur weiteren, gründlichen Ausbildung herangezogen werden können. Um Dilettantismus und Ueberlastung zu vermeiden, ist jeder Studentin erlaubt, sich nach Wahl in einem Gebiet weiterzubilden zu lassen.

Die Grundschule in Erster Hilfe

— geleitet von Kerzen des Roten Kreuzes und der NS-Kerze — umfaßt theoretische Schulung über Verletzungen, Verainnungen und funktionelle Störungen und — ebenso betont praktische Übungen im Verbinden und Säubern von Wunden. Die intensive Ausbildung — unter Leitung der Dridgruppen des Roten Kreuzes — ermallicht der Studentin — nach Ablegung der großen Abschlußprüfung — ordnungsgemäße Sanitärerin zu werden.

— Im Nachrichtenwesen

bildet die Technische Nothilfe im Morsen, Blinken, Funken und Telegrafieren aus. Die Fortgeschrittenenkurse bringen eine Erweiterung des praktischen Abnens.

Die Grundstufe im Vorkurs

werden von Studentinnen schon selbst gegeben und sind möglichst praktisch gehalten. Dem Einführungsbeitrag über die Notwendigkeit des Einlasses der Frau im Vorkurs folgen Redaktionen unter Wachen im Gasraum und Kriechgana, Uebungen, wo das Ablichten der Schuräume geübt wird. Grundschulung und Vorkurs über die Kampfstoffe und ihre Entlastung. Die Weiterausbildung liegt in den Händen des Reichsstudentenbundes und vermittelt folgende Kenntnisse, daß ein Einlass als Hausärztin, wenn möglich wird. Außerdem hat die Hochschulstudentin, die

eine Schändung Europas. Alles richtig und gut, aber was denn die nun schon über ein Jahr währende Schande der Konzentrationslager weniger schlimm? Ist es nicht entsetzlicher, als es hunderte willkürlicher Erschießungen sein können, wenn zehntausende Menschen, deren Unschuld erwiesen ist, seit länger denn Jahresfrist in menschenhändenden Zwangslagern festgehalten, wenn dort täglich Tausende nur deshalb misshandelt werden, weil sie an ihrer menschlichen Gefinnung festhalten, einer Gefinnung, die nach der deutschen Verfassung nicht verboten werden kann und mit der ein Hindenburg ein Jahr verbott hindurch paktierte! Ist es nicht grauenhafter als Kameradenmorde, wenn man seit einem Jahre in jeder Stunde weiß, daß in Deutschland aber tausende Frauen in Angst und Verzweiflung von einem braunen Jungen zum anderen getrieben werden, weil man ihre Männer wider Gesetz und Recht in „heimlichen Sägen“ anält, darunter viele Männer, die ihrem Lande in der Stunde der Gefahr freiwillig mit ihrem Leben dienten, wie der kriegsverletzte Ernst Heilmann? Ist es zu ertragen, daß seit Jahresfrist in diesen Hölle Männer wie Heilmann, Ossietzky, Fädenmann usw. als Schatten ihrer selbst einber geben, geschlagen, geschunden, um den Verstand gebracht werden? Das alles wissen Hitler und seine Kumpane, wie ihnen recht gut bekannt ist, daß Lorgler und Thälmann noch immer wider Gesetz und Recht im Kerker schmachten.

Die Welt aber befreizt sich und schaut zu. Gelegentlich einige Protestversammlungen, ein paar tapfere Zeitungsartikel — dann ist wieder Ruhe, dann wird der täglich notwendige Kampf gegen diese Schande wieder dem sozialistischen Lager überlassen. Katholische Arbeiter sitzen mit im KZ, weil sie eine eigene Meinung hatten — ihre Führer schweigen. Wirth, Brüning sind im Ausland — und schweigen, während es gerade dort zu reden und zu kämpfen gilt! Wird der gesamten bürgerlichen Welt nicht Angst vor der Blut- und Hohnat, die vom amtlichen deutschen Sadismus täglich getät wird und in aber Millionen, die bisher menschlich dachten, zu einem unheimlichen Vergeitungsdrang werden muß? Dieses Blutregime wird von erheblich längerer Dauer sein, als mancher noch vor Monaten dachte, und in nicht zu ferner Zeit muß sich zeigen, daß die Weltstädte mit großkapitalistischen Diktaturen a la Mussolini, Hitler, Dollfus u. Co. nicht zu kurieren sind. Wer im Bürgerium hat bei diese Uebelheiten noch Interesse daran, daß durch den Anschauungsunterricht des deutschen Verbarrenregimes in den Arbeitermassen aller Länder ein furchtbarer Radewille geschäftet wird? Wann endlich hebt die gestittete bürgerliche Welt auf und fordert: Schluß mit der schändlichen Schande dieses Barbarismus, wirtschaftlicher und moralischer Boykott bis zur Kavulation!

Offizell, Heilmann — die dem Trübinn verfallen sind — Fädenmann, Thälmann, katholische und evangelische Priester nebst zehntausenden anderer — sie sind alle noch in den Klauen faschistischer Folterknechte. Langsam, methodisch, lässlich, ständlich werden die Tapferen und Geistlichen unter ihnen dem völligen Verfall entgegengetrieben. Der Mord ist dann beinahe noch ein Akt anstämmer Bobit . . .

Eine trauernde Frau geht durch die Welt, fordert Obduktion der Leiche eines zu Tode gemarterten Dichters der Bruderliebe. Eine Frau klagt an, aber an ihrer Seite schreibt ein Heer Gemordeter, schreiben unsichtbar hunderttausende Frauen, Mütter, Kinder — ein Zug der Qual, der Morter, entsetzlicher Pein . . .

Wie laue staubt die bürgerliche Welt, an dieser europäischen Schande noch vorbeizuhauen zu können?!

Bruno Brandt.

über die vorgeschriebene Ausbildung verfügt, neben allgemeiner Propaganda für den Vorkurs die Aufgabe, die Grundstufe für die Hochschulstudentinnen zu leiten, da diese im Rahmen der Hochschulstufe zu ähnlichen Frauendienstpflichten herangezogen werden.

Ausbildung und Mitarbeit in diesen Gebieten ist und nicht Selbstzweck! Wie jedem Menschen, so eignet auch jedem Volk ein gewisser Selbsterhaltungstrieb, der aber erst nützlich sein wird, wenn er den Aufgaben der heutigen Zeit angepaßt worden ist.

Da sie auch in anderen Lebensgebieten einst als geistige Führerinnen verantwortlich mitbestimmen sollen, können sie schon jetzt an einer Stelle, die Frauennarbeit, Organisationsarbeit und zähes Durchhalten verlangt, beweisen, daß sie bei der Mithilfe zur Tatverdung der Vorkursziele nicht verfehlt eingeleitet worden sind. Gde-Hm.

Die deutsche Studentin verbindet, funkt, blinkt — wann studiert sie eigentlich? Vielleicht ist diese Frage überflüssig. In diesen Schulungskursen lernt sie gerade das, was sie heute zur „geistigen Führerin“ macht.

„Hausgehilfin“

Eine alte Forderung, braun poliert

Berlin. Das Zeitalter der „Gnädigen Frau“ ist vorbei, es gibt nur noch „Hausfrauen“, so lautet die neueste Verordnung in Hitlerdeutschland. Es gibt auch keine „Dienstmädchen“ mehr, sondern nur noch „Hausgehilfinnen“. Wer sich gegen diese Verordnung vergeht, so hat der Führer diktatorisch angeordnet, kommt ins Konzentrationslager. Man glaube aber nicht etwa, daß diese vom sozialistischen Standpunkt aus sehr zu begründende Reinerung, die mit einem lächerlichen Jopse auftrumpft, auch nur das geringste mit Sozialismus zu tun hat. Wie im alten kaiserlichen Preußen die Titellucht dazu verführte, daß die Frauen der Kerze und Rechtsanwältin, obgleich nicht sie es waren, die die Prüfungen bestanden hatten, sich Frau Doktor titulieren ließen, und wie es selbstherrlich war, daß die Frau des Rechnungsrates oder des Wirklichen Geheimen Rates A sich „Frau Rechnungsrat“ oder „Frau Wirkliche Geheimrat“ nennen ließ, so gehörte es in der alten Gesellschaft oder in den Kreisen, die sich so nannten, zum guten Ton, die Frauen mit „Gnädige Frau“ anzureden und diese Anrede wurde auch von den Hausangehörigen gegenüber ihrer Arbeitgeberin gebraucht.

Nun aber muß Hitler vor seiner Wahl sich doch auch einmal wieder sozialistisch gebärden und so schafft er neue Titel — denn die Naziblätter schreiben bereits „Hausgehilfin ist ein Ehrenittel“ und so ordnet er die Abschaffung bzw. die Forderung von Anreden an, die die „verfluchten Marxisten“ schon lange, ehe er etwas zu sagen hatte, in vernünftiger Weise geändert zu haben wünschten und geändert hatten,

Der Urahn ist geduldig

Die zweiflerischen, antiautoritären liberalen Germanen...

Will man wissen, wie ein Volk im Zeitalter des Radio, des Flugzeuges und des Flißbandes am besten regiert wird, so muß man seine Steinzeit studieren. Denn wenn es in den Jahrtausenden des Steinzeits und der Höhlenbewohnung kein parlamentarisches Regime und keine Pressefreiheit kannte, sondern von autoritären Höhlenältesten geführt so kann es selbstverständlich auch im Industriestaat nichts mit Demokratie und Rederecht anfangen. Es wird seine prähistorische Vergangenheit nie los. Das leuchtet doch ohne weiteres ein, nicht wahr, und darum muß im „dritten Reich“ die Wissenschaft braun anlaufen, um zu beweisen, daß schon die Steinzeitgermanen von Voltaires und Rousseaus zehrenden Rationalismus nicht viel hielten, sondern autoritär, gläubig, vernunftwidrig und führersüchtig empfanden, daß also diese urgermanische Mentalität nach 4000 Jahren in das nationalsozialistische Bonzenium mit all seinen Pfründen und Posten münden mußte. Was alles schon längst erreicht sein konnte, wenn nicht — wie die Leers, Wirth usw. heute zugehen — die teutonische Erbmasse infolge Unachtsamkeit und jüdischer Tücke durch peinliche Kreuzungen verseucht worden wäre, wogegen nur energische Rückkreuzung mit echten Norden helfen kann.

Soweit ist es, wie gesagt, mit der braunen Wissenschaft gekommen, wobei es uns schwierig wird, zu vergessen, daß in der Volkshochschule des wilhelminischen Kaiserreichs gelehrt wurde, die alten Germanen hätten immer konservativ-monarchistisch empfunden und darum einen führenden Adel produziert, der seinerseits hinwiederum den König hervorbrachte, unabsehbar und erblich, damit sich die prinziplichen Nachfolger schon in den Windeln auf ihr Fach vorbereiten konnten. Keine Rasse sei so dazu geschaffen, von Monarchen aus altem Geschlecht regiert zu werden, wie die germanische, weil sonst „immer Uneinigkeit unter ihren Stimmen“ wüte.

Dies wurde, wie gesagt, unter Wilhelm dem Geflohenen gelehrt. Es widerspräche jedoch allen Erfahrungen der politischen Agitation und müßte mit dem Teufel zugehen, wenn es nicht auch Perioden gegeben hätte, in denen der oder jener wissenschaftlich bewies, daß unsere Urfahren seit je liberal, demokratisch und rationalistisch dachten. Und richtig, auch dafür zeugt eine völkisch-wissenschaftliche Richtung. Im Jahre 1845 erschien eine „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit“ von Friedrich Klemm. Damals kämpfte der deutsche Liberalismus um seine Entwicklungsrechte und Klemms historische Theorien haben dafür großes Verständnis. Kulturbildungen führte er auf anti-autoritäre „aktive Rassen“ zurück, die bei ihm so aussehen:

„Die erste oder aktivste Hälfte der Menschheit ist bei weitem die weniger zahlreiche Art. Ihr Körperbau ist schlank, meist groß und kräftig, mit einem runden Schädel, mit vorwärtsdringendem, vorherrschendem Vorderhaupt, hervortretender Nase, großen runden Augen usw. In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend... den Fortschritt in jeder Weise, dann aber den Trieb zum Forschen und Prüfen, Troß und Zweifel. Dies spricht sich deutlich in der Geschichte der Nationen aus, welche die aktive Menschheit bilden, der Perser, Griechen, Römer, Germanen. Bei ihnen ist Freiheit der Verfasser, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht; Wissen, Forschen, Denken tritt an die Stelle des blinden Glaubens. Dagegen finden wir bei den passiven Rassen Scheu vor dem Forschen, Denken, geistigen Fortschritt...“

Klemm deckt sich also insofern mit Wirths Uralinda, als der vor seiner Hinrichtung im Berliner Professoren-Disputat bekanntlich nicht wußte, daß seine famose Friesenbibel die demokratischen Anschauungen eines vormärzlichen Spatzvogels widerspiegelt. Und auch Klemm macht ganze Arbeit: germanisch ist für ihn schlechthin alles Demokratische, Liberale, Intellektuelle, Zweiflerische, Denkerische, also alles Antihitlerische, Dumpfe, führerfürchtige Gläubigkeit und Geistfeindlichkeit, wie sie heute vom Hakenkreuz gepflegt werden, bleiben laut liberaler Rassenforschung peinliche Merkmale tiefstehender, schwarzhaariger, minderwertiger Völker. Der Germane bekreuzt sich daher.

Wir marxistischen Vernunftstrolche sind nicht befugt, uns in diesen völkischen Bruderstreit um die Erbmasse einzumischen, denn wir denken ja nicht völkisch, nicht in Rassen; uns sind die jeweiligen kulturpolitischen Formen nährlicherweise nicht das Ergebnis einer prähistorischen Blutmischung, sondern Resultate der allgemeinen ökonomisch-historischen Entwicklung. Wir sind darum gänzlich unfähig, vorzeitliches „Ahnenerbe“ patriotisch und „blutmäßig“ zu würdigen, weshalb wir von den Blutboleten mit Recht als Intelligenzbestien und Rassenverräter verurteilt werden. Aber deshalb ist es gerade für uns interessant, immer einmal wieder zu sehen, wie alle diese völkischen Ideologen und Rassenfritzen — die liberalen, die monarchistischen wie die faschistischen — wie sie alle ihren armen wehrlosen Urahn je nach Bedarf so verschieden, so willkürlich, so denkbar ungeniert drehen und deuten, um politische und sonstige Geschäfte zu machen. Br. Br.

Das wird die Antwort sein...

Es war im Jahre 1916.

Am Morgen des 1. Juni.

Wir hatten in Wilhelmshaven gleich hinter der Einfahrt festgemacht. Die Schiffe der aus der Skagerrakschlacht heimkehrenden Flotte fuhren an uns vorbei — mit durchlöchernten Schornsteinen, mit eingedrückt Rumpfen, mit ausgebrannten und von schwarzem Ruß überzogenen Geschütztürmen. Der Reihe nach machten die Schiffe des Panzerkreuzergeschwaders hinter uns fest, als nächstes Schiff der „Derfflinger“. Die Kulis in ihren grauen Drillanzügen waren schon an der Arbeit. Sie schleppten die Leichen aus den Kasematten und Kammern und Heizräumen an das Deck hoch. Es waren viele, und der Schnaps, der ausgegeben wurde, konnte nicht davon abhalten, die verglasten Augen und die verkrampften Gesichter der Jungen zu bemerken, mit denen man vorher zusammen in Reih und Glied gestanden hatte und die nun plötzlich eine leblose, schwere Last geworden waren. Das Deck des Schiffes war nicht groß genug, um sie alle nebeneinander gelegt aufzunehmen zu können; man schichtete sie übereinander und nach einigen Stunden Schleppe und Schnapstrinken türmten sich ganze Haufen auf dem Verdeck des „Derfflinger“ und aus den Leichenhaufen quoll das Blut hervor wie dicker, brauner Leim.

Die Arbeit wurde unterbrochen.

Am Fellreep wurde Seite gepfiffen.

Ein hoher Offizier kam an Bord. Es war der Admiral, der das Geschwader in die Schlacht geführt hatte. Ich weiß nicht, ob ein Befehl dafür gegeben wurde oder ob die diensttuenden Unteroffiziere aus eigenem Antrieb handelten. Jedenfalls kamen sie mit zwanzig oder dreißig Matrosen nach vorn und ließen große Segeltücher über die Toten werfen. Als der Admiral das Vorschiff betrat, war von den Leichen nichts mehr zu sehen. Ein kleiner Mann mit einem grauen Knobelbart war es und er ging auf Segeltuch. Er kletterte über die weichen nachgebenden Haufen und stolperte auch einmal. Er blieb stehen und besichtigte das Schiff; die eingedrückt Panzerwände, die verkohlten Geschütztürme und zertrümmerten Zahnkränze. Jedes Einschulldloch und alle Auswirkungen der englischen Geschosse ließ er sich zeigen, doch er befahl nicht ein einziges Mal, eines der Segeltücher hochzuheben, um einen Blick auf die Toten zu werfen, die unter seinem Befehl gekämpft hatten und zu seiner und seiner Weltanschauung Ehre gefallen waren.

Der Admiral auf den Leichenhügeln! Das Bild ist in meinem Gedächtnis geblieben und es ist der stärkste Eindruck, den ich vom Krieg behalten habe, und wenn ich an die verglasten Augen und die entstellten Gesichter unter dem Segeltuch denke, die man den Blicken des Kommandierenden verbergen zu müssen glaubte, dann ist es für mich auch das eindeutigste Bild des imperialistischen Krieges.

9526 Tote hat diese eine Schlacht gefordert.

Und die meisten dieser Toten wußten nicht, wofür sie gefallen waren. Aber die Ueberlebenden wissen es. Die überlebende Generation, die durch Arbeitslosigkeit, Hunger, Inflation und Faschismus gegangen ist, hat gelernt, nach dem

Sinn des Krieges zu fragen. Und sollten die Imperialisten, wie im Jahre 1914, es wieder wagen, die Völker zu alarmieren, in Schiffe pferden oder in Eisenbahnwaggons verfrachten, um sie an den Fronten auf die Brüder jenseits der Grenzen loszulassen, dann wird diese Frage nicht erst am letzten, sondern gleich am ersten Tage des Krieges eine Massenfrage von allergrößtem Ausmaß sein und die proletarischen Massen werden in diesem Falle keine vier Jahre brauchen, um die Antwort zu formulieren:

Nieder der imperialistische Krieg!

Nieder alle Ausbeuter und Unterdrücker!

Kampf für die Befreiung der proletarischen Klasse und für die Errichtung einer Gesellschaft der Arbeit und des Sozialismus!

Und das wird zugleich die Antwort auf die 10 000 Toten vom Skagerrak, auf die 10 000 000 Toten an den Fronten, auf die 30 000 000 Toten hinter den Fronten, auf die 30 000 000 Toten des Weltkrieges sein.

Theodor Plivier.

Ehe er nach Walhall kam...

Hindenburgs letzte Lektüre: Ein Ausspruch Nehemias

Wie aus Neudeck gemeldet wird, hatte Hindenburg vor seinem Tode noch einmal in einem Spruchbuche gelesen und den folgenden Spruch unterstrichen:

„Mit der einen Hand führten sie das Schwert, mit der anderen arbeiteten sie.“

Dazu schreibt die „Jüdische Rundschau“: Wo steht dieser Spruch? Der Spruch — oder doch ein inhaltlich gleichbedeutender Spruch — steht in der Bibel, im Alten Testament; aber nicht in den allbekanntesten, in jedem Gesangbuch und Gebetbuch verzeichneten Büchern, den Psalmen etwa oder den großen Propheten, des Sohnes Hachalja, des Mundschens beim König Artaxerxes in Susa der Stadt (Neh. cap. IV, II). Und er spricht von den geringen und verspotteten Juden, die mit Nehemias zurückkamen aus der Gefangenschaft nach Jerusalem und die Tore, die zertrümmert, wieder aufbauten und die Tore wieder aufrichteten, die das Feuer zerstört hatte. Sie bauten die Mauern und trugen die Steine heran... und mußten sich gleichzeitig wehren gegen die von allen Seiten anstürmenden Widersacher. Und also steht es dort geschrieben:

Sie alle, die an der Mauer bauten und die Lasten aufluden und herbeischafften: mit der einen Hand taten sie ihre Arbeit, und mit der anderen führten sie das Schwert...

Es ist gewiß für uns bewegend, schreibt die „Jüdische Rundschau“, daß Hindenburg auf seinem Totenbett von einem jüdischen Bibelwort so tief berührt wurde, daß die Hand des Todesnahen die Worte, die über Jahrtausende zu ihm drangen, unterstrich.

Es kommt der Tag...

Nach Melodie des „Horst-Wessel-Liedes“

Wir brauchen Brot, Ihr gabt uns Wachparaden und laßt den braunen Rundfunk auf uns los, von unserem Geld spielt Ihr die Herrn von Gottes Gnaden, kein Fest, kein Feuerwerk ist Euch zu groß.

Der Winter naht, wir haben keine Kohlen, der Arbeitsdienst zieht uns den Rücken krumm, und unsere Kinder laufen mit zerrissenen Sohlen in Eurem Gottesgnadenreich herum.

Was hilft, wenn Ihr dem Volk den Mund vernietet, glaubt Ihr, es wird vom Schweigen auch noch satt, es hilft Euch nichts, wenn Ihr das freie Wort verbietet, der Hunger spricht zu laut in Land und Stadt.

Es kommt der Tag, da wird sich uns verbünden, wer Freiheit liebt und Todesfurcht nicht kennt, da wollen wir ein freies Feuerwerk entzünden, an dem das ganze „dritte Reich“ verbrennt.

*) Der Einsender dieses Gedichts bemerkt dazu: „Sie erhalten zum Abdruck ein Lied nach der Melodie des Horst-Wessel-Liedes, das Berliner Arbeiter bei einer der vielen „Feiern“ gesungen haben.“

Hermann Löns

Des Dichters Vermächtnis

Der Dichter Hermann Löns hat der Arbeiterschaft als Klasse niemals nahe gestanden und gegen ihre Kampforganisationen nichts als Unverständnis übrig gehabt. Er war als Mensch immer in größten Schwierigkeiten wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art. Jahrzehnte hindurch lag er mit wirklichen oder eingebildeten Feinden und Gegnern in erbitterten Kämpfen. Dazu gesellte sich der Kummer über berufliche und künstlerische Nichtachtung, der er Zeit seines Lebens ausgesetzt war. Erst als der Tod auf dem Schlachtfelde einen Punkt hinter sein zerfahrenes Leben setzte, fand er die allgemeine Anerkennung, die ihm als einem der größten Liederdichter und Naturschilderer gebührte. Allerdings wurde sein Ruhm verdunkelt durch die wenig delikate Art, in der seine engsten Angehörigen aus seinem privaten Leben Kapital zu schlagen suchten.

Zu diesen Angehörigen gesellen sich jetzt die Machthaber des „dritten Reiches“, die seine wieder aufgefundene Leiche zu einer groß angelegten nationalen Reklame benutzen wollen. Wir lesen darüber in der gleichgeschalteten Presse folgende Meldung:

„Die Frage der Ueberführung des im Weltkrieg gefallenen und in Frankreich bestatteten Heidedichters Hermann Löns ist in der letzten Zeit viel erörtert worden, und das Für und Wider des Planes wurde von verschiedenen Seiten und unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Aus Fallingb. wurde dieser Tage dazu berichtet, daß dem Führer Adolf Hitler die Entscheidung darüber obliege, ob Löns ein Staatsbegräbnis in der Heide erhalten solle. Diese Meldung ist, wie wir hören, unzutreffend. Wie wir demgegenüber von zuständiger Seite in Berlin erfahren, ist dem Führer schon vor einigen Wochen Kenntnis von dem Plane der Ueberführung des Heidedichters Hermann Löns in die Heimat gegeben worden, und der Führer hat diesem Plane zugestimmt. Eine Entscheidung hat er aber nicht getroffen, weil das ausschließlich Angelegenheit der Angehörigen des Dichters ist.“

Der Führer hat zugestimmt. Das ist verständlich. Ein Staatsbegräbnis ist doch immerhin vom propagandistischen Standpunkt aus gesehen nicht ohne Wirkung. Und der tote Dichter kann sich ja nicht wehren. Wir, die wir ihn wegen seiner hohen Kunst lieben und verehren, wollen uns um seiner selbst willen in den Streit mischen und jenen, die mit seiner Leiche politische Geschäfte machen wollen, sein Vermächtnis ins Gedächtnis rufen:

Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,
Kein Hügel soll dorten geschüttet sein,
Kein Kranz soll liegen da, wo ich starb,
Keine Träne fallen, wo ich verdarb.

Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn,
Wie ein totes Getier will ich vergehn,
Und darum kein Kranz und kein Stein,
Spurlos will ich vergangen sein.

Wie würde der Tote die hochmütige Nase rümpfen wenn er von seinem eigenen Staatsbegräbnis erführe!

Ein Mann wird gesucht

Lebt er „rechtens“ noch?

Die Deutsche Arbeitsfront gibt bekannt:

„Trotz wiederholter Aufrufe in der gesamten deutschen Presse hat sich der Autor des von der Deutschen Arbeitsfront preisgekröntem Massenschauspiels „Arbeiter — Bauern — Soldaten“ noch nicht gemeldet. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ bringt in der alternativen Zeit Werke des Preisausschreibens zur Aufführung, darunter das oben genannte. Der Verfasser wird hierdurch noch einmal aufgefordert, sich mit Unterlagen, die seine Autorschaft beweisen, und mit dem Original seines Werkes beim Reichsamt Volkstum und Heimat der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zu melden, um den ihm zugefallenen Preis in Empfang zu nehmen.“

Diese Verlautbarung kam am 25. Juli. Der Verfasser hat sich immer noch nicht gemeldet. Er wird sich vermutlich auch nicht mehr melden. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ wird den ihm zugefallenen Preis und die Tantiemen einsparen, denn es ist anzunehmen, daß der Verfasser des prämierten Schauspiels sich unter denen befindet, für die nach dem 30. Juni ein Gesetz geschaffen wurde, nach dem ihre Ermordung „rechtens“ war.

Der Schwur des Toni Mancini

Kund um das Koffergeheimnis Nr. 2

Brighton, im August.

„Ich habe Violet Kane nicht getötet, so wahr mir Gott helfe. Ich bin völlig unschuldig an diesem Verbrechen. Ich habe nur ein Missetat begangen: die Leiche in dem Koffer aufzubewahren.“

Toni Mancini hat zum ersten Mal den Mund geöffnet. Er steht vor dem Untersuchungsrichter, klein, mager, mit schmalen Schultern. Seine Haare sind olivfarben, sein Blick ist fäulnis hinter schweren dunklen Wimpern bin und her. Er hat absteigende Ohren und dünnes, bläulich-gewelltes Haar. Vediglich die Mundpartie ist interessant. Zwei schmale, graue Lippen, deren obere durch eine Narbe entstellt wird.

Dieser Mann soll bei den kleinen Mädchen von Brighton als ein großer Don Juan. Sie lieben ihn nach, wo er auftaucht. Noch am Tage seiner ersten Vernehmung hat ihn ein Postkartenhändler an der Strandpromenade in Begleitung von vier jungen Damen gesehen. Er war stets mit einer gewissen Salubrität gekleidet. Vor allem langte er vorzüglich, reichte voller lustiger Einfälle und verstand, kleine Beträge mit großer Gehe auszugeben.

Die Mädchen, die näher mit ihm in Berührung kamen, lernten freilich bald seine Schwächen kennen. Er war freischützig und lässig. Nichts brachte ihn mehr in Wut, als wenn eine Frau wagte, ihm zu widersprechen. Auch war er jedesmal dabei, wenn irgendwo in Brighton zwischen Spielern und Zuhältern aller Sorten nächtliche Kämpfe ausgetragen wurden. Häufig fuhr er nach London, wo er im Echo als Kellner arbeitete. Er trat unter sieben verschiedenen Namen auf: Jack Rotter, Tony England, Tom England, Antoni Pirilli, Antoni Luigi Mancini, Cecil Lois England und Toni Mancini.

Seit seiner Verhaftung in dieser dunkle Kanalleer täglich dem Untersuchungsrichter vorgeführt worden. Immer wieder versuchte man, ihm irgendwelche Angaben zu entlocken. Er blieb standhaft und schweigsam. Man merkte ihm an, welche Energie er aufwandte, um keines seiner Geheimnisse preiszugeben. Der Richter aber war ein geduldiger Mann. Für ihn war das Geheimnis nur eine Frage der Zeit. Seine Vermutungskraft hatte sich stets als unfehlbar bewiesen. Sie wirkte auch diesmal. Toni Mancini hat jetzt schließlich sein Schweigen aufgegeben. Das Ueberraschende war nur, daß er kein Geständnis ablegte, sondern in aller Form seine Unschuld beteuerte. Schon hatten die Behörden akzeptiert, es geschafft zu haben. Und wieder stehen sie heute am Anfang.

Sie war der Anfang?

Am November 1933 hat Mancini in einem Cafe am Leicester Square in London die Tänzerin Violet Kane kennen gelernt. Violet Kane! Ihr Schicksal ist ebenso banal wie bedauernswert. Sie liebte das Abenteuer, das Rampenlicht, das Nachleben der niederen Bohème, den Beifall des vorstädtischen Publikums. Sie liebte das Reisen und vor allem liebte sie den Tanz. Sie hatte ihn von Jugend an in den Gliedern. Nach einem aufsehenerregenden Debut im Alter von 14 Jahren verlor sie schnell in Vergessenheit wie alle frühreifen Wunderkinder. Niemals gelang es ihr, an einer Londoner Bühne anzukommen. Wäre sie fleißiger gewesen, so hätte sie sich vielleicht eine feste Stellung an einem hauptstädtischen Theater schaffen können. Aber sie war zu flatterhaft. So zog sie 35 Jahre lang von Stadt zu Stadt, von Kasino zu Kasino, immer tanzend und singend und — alter werdend.

Zweimal war sie verheiratet, beidemal hat sie sich scheiden lassen. Aus der einen Ehe ging ein Sohn hervor, der seit 8 Jahren in der englischen Armee dient. Ihrer Familie hat sie stets große Anhänglichkeit bewahrt. Ihre Eltern sind brave Londoner Arbeiter, die sechzehn Kinder in die Welt gesetzt haben. Violets größte Sorge war immer, die Unie-

sen ihres ansvollen Lebens vor ihm zu verbergen. Noch am Tage vor ihrem Tode schrieb sie der Mutter einen Brief: „Liebe Mutter, ich wollte dir schon seit Monaten schreiben. Ich würde dich gern einmal wiedersehen und hoffe, daß es dir gut geht. Wie geht es den anderen? Ist Olive noch immer bei Euch? Und Hilda? Ich hoffe, Mama, Du denkst nicht zu schlecht von mir. Was macht Lady?“

Toni zog mit Violet im März nach Brighton, 44 Post Meilen von London. Er ließ sich von ihr aushalten. Sie verdiente das Geld nicht mehr durch tanzen. Besonders häufig empfing sie den Besuch eines gewissen Frederic Moore, eines Mannes in besseren Jahren, mit dem sie früher fünf Jahre zusammen gelebt haben soll. Angeblich wollte er sie bewegen, zu ihm zurückzukehren. Am 10. Mai wurde sie zum letzten Male mit Toni zusammen gesehen. Am 14. Mai erklärte dieser seinem Vetter, Violet sei mit dem älteren Herrn nach Paris gefahren. Er könne die Wohnung allein nicht behalten und werde ein Zimmer in Kemp-Street beziehen.

Am 14. Juli, genau zwei Monate später, wurde er von der Polizei vorgeladen, um sein Alibi für den 7. Juli zu erbringen, dem Tage, an dem auf dem Bahnhof Brighton der erste Koffer voll weiblicher Leichenteile gefunden worden war. Er konnte ausreichende Antworten geben und wurde wieder entlassen. Vor allem konnte er darauf hinweisen, daß die entdeckten Leichenteile nach ärztlichem Gutachten einer Frau in den zwanziger Jahren zugehörten, während die vermählte Violet Kane über 40 Jahre alt gewesen war. Einen Tag später wollten ihr die Detektive doch noch einmal verhören. Sie gingen in seine Wohnung, denn es war Sonntag. Er war nicht anwesend. Bei einer Durchsuchung fanden sie den Koffer mit der Leiche Violet Kanes. Er mußte seit ein bis zwei Monaten dort gestanden haben.

Es läßt sich nicht behaupten, daß aus alledem einwandfrei hervorgeht, daß Toni die Tänzerin ermordet hat. Die Hintergründe dieses Falles lassen sich nur ahnen in Brighton, ein nicht weiter als ein riesiges Familienbad für die niedere Londoner Bevölkerung, das sich in den letzten Jahren zu einem eigenartigen Einfuhrhafen entwickelt. Auf den Bürrackeln von Paris gab es zuviel Frauen. In London gab es nicht genug. Da mußte ein Ausgleich geschaffen werden. Die Zuhälter von Montmartre erkannten das Geschäft. An der englischen Küste begann plötzlich eine regelrechte Einwanderung französischer und italienischer Cafe-Kellner. Ein Hausen kleiner Hotels wurde gegründet, die allen Leuten vom Kontinent gehörten. Süßlichere Frauen tauchten an der Küste auf. Nach einigen Tagen wurden sie nach Echo verbracht. Hier bildete sich langsam eine Londoner Filiale des Montmartre. Als die Polizei Wind bekam und die Mädchen ausweisen wollte, wurden sie schnell an irgendeinen Arbeitslosen verheiratet, der sich für ein paar Pfund gern dazu hergab. Dadurch wurden sie Engländerinnen, und niemand konnte ihnen mehr etwas anhaben.

In diese Kreise gehörte auch zweifellos Toni Mancini. Er ist ein Typ, wie er sich in allen internationalen Verbrechenskreisen findet. Die Nerven der Cote d'Azur, die Zuhälter von Montmartre, die Barhalter Südamerikas, die italienischen Gangster von Chicago, alle gehören sie derselben Rasse an und kommen aus der gleichen Schule. Die Mancini sind es Tausende, die durch eine gemeinsame Disziplin miteinander verbunden sind durch die geheimen Bande der großen Verbrecher-Organisationen der Welt. Sie haben alle dieselbe Seele, dieselbe Moral, dieselbe Grausamkeit denselben Todesurteil.

In diese Kreise ist die alternde Tänzerin Violet Kane geraten. Das Rätsel ihres Todes kann nur von hier aus gelöst werden. Vermutlich hat die gleiche Geheißkraft auch den Koffer gepackt, den man am 7. Juni auf der Gepäckhalle des Bahnhofes Brighton gefunden hat.

George Herald

Roosevelt auf Honolulu

Der amerikanische Präsident ist auf seiner Urlaubsfahrt auf Honolulu angekommen. Es war ein buntes Bild, als der Kreuzer „Houston“ mit dem Präsidenten Roosevelt an Bord in Diamond-Pan einlief, als 150 Flugzeuge und etwa hunderttausend Menschen aller Rassen zum Empfang des Präsidenten auf den Beinen waren. Roosevelt wurde vom Gouverneur begrüßt, der ihn gemeinsam mit den militärischen Autoritäten bei einer Besichtigung der Insel begleitete. Am Nachmittag nahm der Präsident eine Parade von etwa 15.000 Mann amerikanischer Truppen ab, worauf er sich dann in die Residenz des Gouverneurs begab, das frühere Palais der Königin Wilhelmina und des Königs Kamehameha.

Der größte Photo-Apparat der Welt

Vor kurzem wurde erst über die kleinste Kamera berichtet, die es auf Erden gibt. Sie war nur einige Millimeter hoch. Jetzt hat das fotografische Amt zu Washington beschlossen, einen fotografischen Apparat herstellen zu lassen, der zweifellos der größte der Welt sein wird. Diefes Gegenstück wird 3,50 Meter lang sein, 14 Tonnen wiegen und die Kleinigkeit von 15.000 Dollar kosten. Sein Bau wird 2 Jahre dauern. Er soll zur Vergrößerung geographischer Flugzeugaufnahmen verwendet werden.

Lachendes Holland

„Warum,“ sagte Munheer A., „hat eigentlich Dr. B. seine Praxis aufgegeben?“ „Ja, das ist eine höchst merkwürdige Geschichte,“ sagte Munheer C. „Er hat einen Patienten sechs Monate lang auf Selbstsucht behandelt, und dann hat sich herausgestellt, daß es ein Chinese war.“

Der kleine Sohn des Arztes zeigte einem Freunde das Sprechzimmer seines Vaters. Der Besucher setzte sich rrr Schred glatt hin, als er sich plötzlich einem Skelett gegenüber sah.

„Ach,“ sagte der kleine Sohn des Arztes, „davor brauchst du keine Angst zu haben. Auf das Ding ist mein Vater sogar sehr stolz.“

„Stolz? Warum denn?“

„Weiß nicht. Aber ich denke mir, es ist sein erster Patient gewesen.“

„Ich habe aber auch immer Unglück!“ sagte Neujahr den Haan verzweifelt. „Vor einem Vierteljahr hat mir eine Kartenspielerin geweissagt, ein großer blonder Mann würde mich ins Verderben stürzen — und noch immer ist er nicht gekommen!“

„Unser Fluschen,“ sagte der Wirt, „steht so unschuldig auf — aber das ist Täuschung. In jedem Frühjahr steigt es so hoch, daß alle Keller unter Wasser stehen.“

„Ja, ja,“ sagte der Gast und hielt sein Weinglas gegen das Licht. „Ja, ja. Ich habe mir schon so etwas gedacht.“

„Nein, Mevrouw,“ sagte der alte Kapitän, „ich kann nur mal kein Wasser trinken. Ich vertragen nicht.“

„Sie vertragen es nicht?“ sagte die freundlich besorgte Dame. „Aber Sie haben doch eine eiserne Gesundheit!“

„Eben drum,“ sagte der alte Kapitän. „Ich habe immer Angst, daß sie mir rostet.“

Der Bildhauer hatte im Auftrage ein Standbild des berühmten General* geschaffen, und ein Freund kam ins Atelier, um das Werk zu besichtigen.

„Hör mal,“ sagte er, „du was für einer überaus merkwürdigen Stellung hast du den Mann denn da nur dargestellt?“

„Das blödsinnige Komitee soll sehen, wie es sich damit abfindet,“ sagte der Bildhauer. „Erfst bestellen sie ein Reiterstandbild, und nachher teilen sie mir mit, daß das Geld nicht mehr für das Pferd reicht!“

R. V.

Sedano y Leguizano

Jene kurze und blutige Episode der Habsburger in Mexiko gehört jener Vergangenheit an, derer man sich überhaupt nicht oder nur ungenau erinnert. An wechselvollen Episoden ist ja gerade die Geschichte der Habsburger überreich. Wer erinnert sich da noch der Einzelheiten des stürmischen Abenteuers Maximilians auf dem Kaiserthron von Mexiko? Rasch folgte aufeinander der Verzicht auf die Thronfolge in Oesterreich, die Abreise von Triest mit der Gemahlin Charlotte, die Ankunft und Krönung in Mexiko. Die Herrschaft stand aber nur auf schwachen Füßen und die Truppen Napoleons III. waren die einzigen Stütze und Rettung. Immer mehr wuchs unter Juárez die Bewegung der Gegner Maximilians und als gar die Truppen Napoleons zurückberufen wurden, da schwand damit die letzte Hoffnung auf eine Rettung des Thrones. Maximilian resignierte nicht. Seine Gemahlin Charlotte entschloß sich zu einem verzweifelten Schritt. Sie reiste nach Frankreich und erbat von Napoleon Hilfe. Im Schloß von Saint-Cloud fand die demütigste Unterredung statt, die mit der kalten Abgabe Napoleons endete. In jener Stunde fiel Charlotte in geistige Unmacht, von der sie erst durch den Tod erlöst wurde. Nicht einmal vom Tode ihres Gemahls, den sie vorausahnte, nahm sie Kenntnis. Wenige Monate später fiel Maximilian unter den Geschüssen der Aufständler Juárez an einer Mauer in Cuernavaca. Der kurze Traum war zu Ende, der Eindringling auf dem Thron erliegt. Nur die Kaiserin lebte noch mehr als sechs Jahrzehnte, ohne die geringste Notiz von der Welt um sie herum zu nehmen. Vor wenigen Jahren starb sie in einem Schloß in Belgien.

Der Sohn eines Kaisers als Spion erschossen

Die Ehe war kinderlos geblieben und kinderlos starb Maximilian. So wenigstens glaubte man. In Wirklichkeit hatte er einen Sohn, einen illegitimen Sohn. Cuernavaca war die Sommerresidenz Maximilians und dort hatte er auch jene schöne Spanierin kennen gelernt, die ihm im Jahre 1868 einen Sohn gebar. Wenige Monate nach der Entbindung Maximilians starb die Mutter des Anaben, der unter dem Namen der Mutter als Sedano y Leguizano im Taufregister eingetragen wurde. Nach dem Tode seiner Mutter wurde der Anabe nach Paris gebracht. Hier wuchs er auf und wurde erzogen.

Der Hof in Wien und auch Kaiser Franz Joseph wußte von der Existenz seines illegitimen Neffen. Auf mehrfache Bitten um eine materielle Unterstützung kam zwar keine Antwort, aber eine strenge Überwachung hielt man für erforderlich. Es fand sich auch ein Gönner, der die Erziehung des kaiserlichen Sohnes sicherte. Ein in Paris lebender reicher Mexikaner, Juan Bringas, nahm sich des jungen Sedano in jeder Weise an. Sedano wußte um seine hohe Abstammung und vielleicht gerade daraus läßt sich seine spätere Zukunft erklären. Er war auch rein äußerlich seinem Vater in jeder Weise durchaus ähnlich. Trotz der großen Summen, die er von seinem Gönner erhielt, spielte er gern die Rolle eines Lebemanns und hatte immer mit riesigen Schulden zu kämpfen. Die Unterhaltungen mit einem Tages schließlich auf und Sedano versuchte sein Glück in den nächsten Jahren zuerst ohne Erfolg in zweifelhaften Geschäften. Im Jahre 1887 verheiratete er sich mit einer Französin, aber auch seine Ehe war nur unglücklich.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war Sedano in Spanien-Barcelona war damals Sitz der Geheimpionage. Sedano wurde angeworben, und da er mehrere Sprachen beherrschte, nach Paris beordert. Die Pariser Polizei hatte alle in Paris lebenden Ausländer unter strengster Kontrolle und man war zwar darauf aufmerksam geworden, daß der Mexikaner an eine Schweizer Adresse mehrere Briefe geschickt hatte, die nur weißes Papier enthielten. Eine genaue chemische Untersuchung ergab, daß die Briefe, geschrieben mit einer unsichtbaren Tinte, Angaben über militärische Vorgänge enthielten. Eines Tages, im Jahre 1915, wurde er in dem Augenblick verhaftet, als er gerade wieder einen Brief in den Briefkasten einwerfen wollte. Ueber zwei Jahre blieb er in Haft, bis man ihn vor das Kriegsgericht stellte. Sedano hatte sich eine sehr geschickte Verteidigung zurechtgelegt. Er gab sich als Opfer fremder Mächte aus, die er nicht zu kennen vorgab, und in deren Auftrag er die Briefe, deren Inhalt er ebenfalls nicht gekannt zu haben glaubte, weiterleitete. Doch die tatsächlichen Beweise genügten zur Verurteilung und am 29. Juli 1917 wurde Sedano y Leguizano vom Kriegsgericht wegen Spionage zum Tode verurteilt. Am 10. Oktober wurde das Urteil in Vincennes vollstreckt. In dem Urteil stand, daß der Verurteilte der Sohn des Kaisers Maximilian von Mexiko ist.

Für die Wahrheit dieser Geschichte bürgt der Name des französischen Kapitäns Emile Chahard, der der Verhandlung als Beobachter im Auftrage des Militärgeheimrats von Paris beigewohnt hat. In seinem Buche, das er unter dem Titel „Les espions a Paris“ geschrieben hat, hat er eine genaue Beschreibung der Verhandlung gegeben.

Graf Schubert

Plötzlich war es da — das Testament

Wachsende Skepsis der französischen Presse

A. Ph. Paris, 17. August 1934.

Von unserem Korrespondenten

„Dens ex machina! Die französischen Zeitungen sind darin einig, daß dieses Testament im richtigen Augenblick in Aktion tritt. Überschriften wie „13 Tage nach Hindenburgs Tode hat man den letzten Willen des verstorbenen Präsidenten seinem Volke mitgeteilt“ sind nicht selten. Viele Zeitungen sind noch deutlicher und sprechen ihre Bedenken ganz offen aus.

„Jour“ erinnert daran, daß Propagandaminister Goebbels ausdrücklich erklärt habe, es gebe kein Hindenburg-Testament. Und nun sei doch eins vorhanden und käme gerade recht, um im Wahlkampf eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen.

Im „Matin“ meint Philippe Barrès, man habe nicht gehört, daß Hitler darüber höre sei, weil man ihm das Testament erst jetzt überreicht habe. Das Testament selbst sei kein nationalsozialistisches Testament, es sei ein Hindenburg-Testament, d. h. es sei nicht das Testament eines einseitigen Erneuerers Deutschlands und der Welt, sondern das eines Mannes, der stets Diener des alten preussisch-deutschen Kaiserreiches gewesen sei.

„Journal“ meint bezeichnend, die Nationalsozialisten hätten am Vorabend der Abstimmung dieses Testamentes gebraucht aber das Wort „produit“, das kann ebenso gut heißen: „produziert, also hergestell“.

„Excelsior“ sagt einleitend etwas Skeptisch, man wisse nicht, ob der Text dieses Dokuments vollständig von Hindenburg mit der Hand geschrieben sei.

„Deuvre“ bringt, und das mag den Lesern der „Deutschen Freiheit“ genügen, folgende Überschrift: „Vier Tage vor der Abstimmung. Das politische Testament Hindenburgs, das man verloren glaubte, wurde im günstigsten Moment aufgefunden...“

„Intransigent“ schickt dem Bericht seines Berliner Sonderberichterstatters nur die Worte voraus: „um als Propaganda für den Reichsführer zu dienen.“ Eine halbamtliche Persönlichkeit habe dem Korrespondenten des Blattes erklärt, nun sei es doch dokumentarisch bewiesen, daß Hindenburg und Hitler völlig einig gewesen seien in ihren Absichten mit dem deutschen Volke. Der „alte Herr“ danke dem Kanzler im Testament ausdrücklich. Darum werde jetzt die Einigung aller Deutschen sich verwirklichen.

Gallus allerdings wundert sich im „Intransigent“, daß Hitler dieses Testament so lange geheim gehalten habe. Es enthalte doch nur allgemeine Redensarten, wie man sie nicht anders von einem ehemaligen preussischen Offizier hätte erwarten können. Wenn man sich vor Augen halte, daß in dem Testament Hebe, Hindenburg herbe in der letzten Hoffnung, daß das, was er 1919 gewünscht und was allmählich bis zum 30. Januar 1933, dem Tage des Beginns der Hitler-Herrschaft heranreife sei, weiter reifen werde, damit das deutsche Volk seine geschichtliche Mission erfülle;

wenn es weiter darin heißt, das Meer müsse ein Instrument in der Hand des Staatsoberhauptes bleiben, unberührt von allen Entwicklungen im Innern, dann, so schließt Gallus, spürt man, wie dieses Testament etwas Wahlpapier andröhrt, mit dem man es habe tränken können, nachdem die Augen des Erblassers für immer geschlossen waren.

„Paris-Soir“ macht darauf aufmerksam, daß Doktor Reichner, „der treue Reichner“, wie das Blatt ironisch meint, im Januar 1933, kurz vor der Nachterrettung Hitlers, sozusagen freiwillig dem „Paris-Soir“ die innersten Gedanken des Feldmarschalls mitgeteilt habe. Um den Ersuchen Hitlers und seiner Anhänger Gehör zu geben, so habe Reichner damals erklärt, müsse die Reichswehr über den Parteien stehen und nicht in das Spiel einbezogen werden. Später werde auch sie handeln, dann werde auch sie bestimmten Zwecken dienen. Und das Blatt fügt hinzu, alles habe sich auch so, wie Hindenburg und Reichner es sich wünschten, abgespielt. Nach sei das Prestige der Armee unangetastet. Hitler beanage sei ihr im wahren Sinne des Wortes unterstellt. Es frage sich nur, ob der letzte Akt dieses Schauspiels

die Apotheose des Kaiserreiches bringen werde. Der Erbe der glorreichen Tradition und des letzten Willens des Marschalls, der General von Blomberg, sehe sich noch zahlreichen Schwierigkeiten gegenüber. Denn er habe die Anhänger des Führers noch genau so zu fürchten, wie der Führer selbst ihn zu fürchten habe. Wie dem aber auch sei, die Hauptsache sei, daß er im entscheidenden Augenblick einen Thronkandidaten zur Hand habe.

Widersprüche und Fragen

Warum wird das Faksimile nicht veröffentlicht?

Berlin, 18. Aug. In Berliner eingeweihten Kreisen macht man auf Widersprüche aufmerksam, die mit der Veröffentlichung des „Testaments“ Hindenburgs verknüpft sind. Nach dem Tode des Reichspräsidenten ließ die Hitlerregierung die Nachricht verbreiten, daß ein Testament nicht existiere. Diese Behauptung ist ganz ohne Zweifel im Einverständnis mit Reichner angefertigt worden. Jedenfalls haben weder er noch Göring von Hindenburg von der Existenz eines Testamentes gewußt. Diese Unkenntnis wäre nur dann möglich gewesen, wenigstens nur dann glaubhaft, wenn Hindenburg seine letztwillige Erklärung handschriftlich verfaßt hätte. Liegt das Testament in dieser Form vor? Wenn ja, warum läßt sich Goebbels die Widersprüche entgehen, das Faksimile zu veröffentlichen? Wenn nein, wer hat das Testament geschrieben? Warum wurde seine Existenz von dieser Seite bis gestern verschwiegen?

Zu diesen Widersprüchen gehört eine weitere Tatsache. Die Nazipresse behauptet, daß aus dem Briefumschlag, der das Testament enthalten soll, sich u. a. folgender Vermerk befinden habe soll: „Dieser Brief ist durch meinen Sohn dem Reichskanzler zu übergeben.“ Oberst von Hindenburg hat diesen letzten Befehl seines Vaters nicht vollzogen. Er übergab den Brief, wie offiziell mitgeteilt wird, an Papen, nicht an Hitler. Was sind die Gründe für diese Haltung? Hat Hitler selbst diesen Befehl gebietet, die Verantwortung für dieses Testament unzweifelhaft zu übernehmen?

Schweizer Stimme

„Es scheint nicht ganz erklärlich...“

Die Basler „National-Zeitung“ schreibt: Der Sohn des verstorbenen Reichspräsidenten hat seinen politischen Testa-

ment an den Reichsführer gefandt, der es jetzt unmittelbar vor der Stimmzettelparade (den irreführenden Ausdruck „Wahlen“ vermeidet man besser) veröffentlicht läßt. Dieses Testament, im laufenden Jahre abgefaßt, paßt sich vorzüglich den Bedürfnissen der Propaganda an. Man erinnert sich der vielfachen Bedenken, die Hindenburg lange gegen den jetzigen Reichsführer hatte; er wollte ihn bloß unter schweren Bedingungen und vielfach gebunden ins Reichskanzleramt aufsteigen lassen, und er entschloß sich dazu erst, als man ihm gesagt hatte, daß Schleicher einen Militärputsch plane. Es scheint nicht ganz erklärlich, daß ein so ruhiger und besonnener Mann, wie es Hindenburg nach allen deutschen Zeugnissen gewesen ist, alle diese Bedenken vollkommen unterdrückt, daß er, überzeugter Monarchist bis zum Ende, seine Königskrone zurückgedrängt habe. Obenwienig vermag man zu verstehen, warum dieses Testament nicht schon früher veröffentlicht wurde. Es scheint undenkbar, daß es gefälscht oder geändert wurde, ebenso undenkbar, daß es zur Wahlmaske mißbraucht wird. Also unerklärlich.“

England zweifelt

Der „Meisterreich“

London, 16. August.

Der „Daily Telegraph“ nennt die Veröffentlichung „eines Reichserbtestaments“, während der „Daily Express“ von einem „noch besseren Trumpf als den Reichstagsbrand“ spricht. Das Mißtrauen der englischen Presse wird durch die Tatsache verstärkt, daß noch in der vergangenen Woche der Propagandaminister Goebbels das Vorhandensein irgendeines politischen Testamentes des Reichspräsidenten von Hindenburg bestritt. Außerdem soll, wie der „Daily Telegraph“ in seinem Leitartikel bemerkt, Hindenburg vor der Nachterrettung Hitlers von Papen und den früheren Kronprinzen zu seinen Nachfolgern bestimmt haben. Der „Daily Herald“ vermerkt gleichzeitig die verspätete Veröffentlichung des Dokuments und erinnert an die Behauptungen von Regierungsvertretern, die die Existenz eines Testamentes leugneten. Hindenburg habe während der letzten Zeit seines Lebens den Wunsch geäußert, daß von

Deutschlands Weg zum Bonapartismus

Ende einer Verfassung

Reichsführer — schon die Bezeichnung drückt die Preisgabe dessen aus, was in der Verfassung der Republik der Reichspräsident gewesen ist, den Endpunkt einer Linie, die von dem ursprünglichen Sinn dieses Amtes weit hinweggeführt hat. Das antidemokratische Element, das von vornherein in der Einrichtung enthalten war, hat sich vollkommen durchgesetzt. Die Prostitutionierung des demokratischen Gedankens: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus“, die eine neue Terrorabstimmung am 19. August besiegelt wird, ist eine Förmlichkeit ohne rechtliche oder politische Tragweite.

Schon die Schaffung des Amtes in der Weimarer Verfassung war eine Niederlage der Demokratie. Die Sozialdemokratie, die ihre Revolutionsregierung in dem mehrköpfigen Rat der Volksbeauftragten gebildet hatte, wollte auch in der endgültigen Verfassung ein Kollegium nach Art des Schweizer Bundesrates, keinen Einzelnen an die Spitze stellen. Stärkste Regierungspartei, war sie doch in der Nationalversammlung nur eine Minderheit, die in diesem Punkt unterlag. Ebenso in dem anderen, daß sie aus Furcht vor dem Cäsarismus die Wahl dem Reichstag übertragen wollte. Gegen ihre Stimmen wurde die Volkswahl beschlossen und damit der Präsident grundsätzlich zum Gegenwicht des Parlaments gemacht. Obwohl die Verfassung ausdrücklich ausspricht: „Der Reichstag gibt die Gesetze“, wurden auch darin so viele Hemmungen und Einspruchsmöglichkeiten eingefügt, daß ein vom Reichsrat und Reichspräsidenten unabhängiges Gesetzgebungsrecht des Reichstags nicht zustandekam. Nicht einmal das Recht, durch mehrmalige Annahme eines Entwurfs die Einsprüche zurück zu machen, wie es z. B. in den Vereinigten Staaten und dem Königreich Norwegen besteht, gestand man ihm zu.

Neben den Förmlichkeiten des diplomatischen Verkehrs übertrug die Mehrheit dem Reichspräsidenten die meisten Befugnisse, die einem konstitutionellen Monarchen zustehen. Darunter das Recht der Verhängung des Ausnahmezustandes in dem verhängnisvollen Artikel 48, aus dem, entgegen allem, was man sich bei der Schaffung dieses eigentlich nur zur Unterdrückung von Unruhen oder widerständigen Landesregierung bestimmten Artikels gedacht hatte, nachher die reaktionäre Auslegungskunst der Rechtsparteien und ihrer dienstwillingen Juristen alles herausgedeutet hat, was zur Unterhöhlung der Volksrechte gebraucht wurde. Nur in wenigen, zumeist nicht entscheidenden Punkten gelang es, der vollziehenden Gewalt, die im Präsidenten ihre Spitze hatte, Einschränkungen zugunsten des Reichstags und der allgemeinen Staatsbürgerrechte aufzuerlegen.

So wurde dem Reichstag das Recht zuerkannt, die Aufhebung aller auf Grund des Artikels 48 angeordneten Maßnahmen und Verfügungen zu verlangen. Eine Kriegserklärung bedurfte seiner Zustimmung. Auch die auf dem Gebiet des Wehrwesens getroffenen Anordnungen waren der Gegenzeichnung des parlamentarischen Ministers bedürftig. Bei Ernennung der Minister war der Präsident nur in der Berufung des Reichskanzlers frei, im übrigen an dessen Vorschläge gebunden. Natürlich hing das alles von den Beschlüssen der Regierungsparteien ab, — bis später die Souveränität sich verschob und die tatsächliche Ernennungsgewalt ganz dem Präsidenten zufiel. Die Berufung und Vertagung des Reichstages wurde diesem selbst bzw. seinem Präsidenten überlassen. Bei Aufrechterhaltung eines Reichstagsbeschlusses entgegen dem Einspruch des Reichstags mußte der Reichspräsident, falls sie mit Zweidrittelmehrheit erfolgte, den Beschluß als Gesetz verkünden oder den Volks-

Papen sein Nachfolger werde. Es sei verwunderlich, daß das Testament keine Erklärung zu dieser Frage enthalte.

Mr. Young wird verhört

Was einem Auslandsjournalisten passieren kann

Berlin, 18. Aug. Die Uebermittlung des Hindenburg-Testaments, das jetzt aus propagandistischen Gründen vor dem 19. August veröffentlicht wird, hat auch einen Zwischenfall hervorgerufen. Der Vertreter des Reuterschen Büros, Mr. Young, erhielt zuerst den ersten Teil mit dem Passus, in dem sich Hindenburg zum Kaisertum bekennt. Der Reuters-Vertreter gab nun diesen Bericht, in der Meinung, dies sei das ganze Testament, weiter, was zu Mißverständnissen führte. Erst später gab er den zweiten Teil, nachdem er ihn von den zuhändigen Stellen bekommen hatte. Durch die Mißverständnisse aufmerksam geworden, wurde er ins Reichspropagandaministerium geholt und einem eingehenden Verhör unterzogen. Mr. Young rechtfertigte sich und wurde dann aus dem Reichspropagandaministerium wieder entlassen.

Unter dem Galgen

Hinrichtung bei Fackellicht

Der Reuters-Korrespondent meldet aus Wien: Die Hinrichtung der vier Polizeiwachleute, die wegen Teilnahme am Juli-Putsch zum Tode verurteilt worden waren, bot ein gräßliches Schauspiel. Der Hof, in welchem die Hinrichtung vollzogen wurde, war nicht beleuchtet und alles spielte sich sehr langsam im Scheine von Fackeln ab. Aller Anwesenden hatte sich eine unermeßliche Erregung bemächtigt. Herzzerreißende Szenen spielten sich am Haupteingang des Hofes ab, wo die Verwandten und Freunde der Verurteilten unter Weinen Zutritt zu diesen zu erhalten suchten. Die Verurteilten selbst blieben ruhig und gingen in den Tod, ohne irgendwelche Zeichen von Bewegung oder Furcht von sich zu geben.

Werbt für die „Deutsche Freiheit“!

entscheid darüber herbeiführen. Schließlich wurde das Recht einer (öffentlichen oder privaten) Anklageerhebung gegen den Reichspräsidenten auch in nichtpolitischen Dingen, wenn der Reichstag zustimmte, sichergestellt. Der Fall ist nie eingetreten.

Solange Friedrich Ebert, selbst Vertreter einer parlamentarischen Partei, das Amt ausübte, gab es wenig Streitfragen. Doch übertrug er im Jahre 1923 gegen starken Widerspruch selbst der eigenen Partei dem Wehrminister Geßler eine diktatorische Gewalt, die dieser ohne zureichende Gründe zur Einsetzung der Reichswehr gegen die Linksparteien in Sachsen und Thüringen, nicht jedoch gegen die offene Auflehnung der Regierung Kahr in Bayern angewandte. Der Sieg der rückwärtstreibenden Kräfte war schon wenige Jahre nach Errichtung der Republik entschieden.

Noch entscheidender war nach Eberts Tod, 1925, der Sieg des „Retters“ Hindenburg, des Kandidaten der Rechtsparteien. Diese setzten sich damals mit aller Kraft und, wenn auch nicht in dem Buchstaben der Verfassungsurkunde, mit Erfolg für Ausdehnung der Macht des Präsidenten gegenüber dem Reichstag ein. Wohl hat Hindenburg, dessen Schicksal es war, immer die zu enttäuschen, die in ihn ihr Vertrauen gesetzt hatten, sich in den ersten Jahren bemüht, seinen in die Hände des Reichstagspräsidenten Löbe und auf die Fahne der Republik geleisteten Verfassungseid zu halten, und zum großen Mißfallen derer, die ihm das Amt verschafft hatten, keinerlei Staatsstreichpläne verfolgt. Aber die Wirkung des Rechtsiegs, die Präsidenschaft eines Generals der alten Schule und Stahlhelm-Ehrenmitglieds hat sich auch schon in diesen Jahren oft genug in bedenklicher Weise fühlbar gemacht. Kennzeichnend war auch, daß für den vermögenden alten Herrn das Gehalt, mit dem der mittellose Ebert — freilich, ohne Vermögen anzusammeln — ausgekommen war, nicht zureichte und erheblich erhöht wurde. Später kamen dann bekanntlich die steuerfrei geschenkten Rittergüter dazu.

Daß die Linksparteien bei der Wahl von 1932 sich dennoch auf den Gegner von 1925 rückwärts konzentrierten, war das Zeichen einer Kräfteverschiebung, die schließlich in dem Staatsstreich vom 20. Mai gegen Preußen und den Taten des 30. Januar 1933 ihre Vollendung fand. Seitdem stand die Verfassung der Republik nur noch auf dem Papier. Herrscher waren die rücksichtslos eingesetzten Machtmittel rohester Gewalt.

Nachdem schließlich durch die verfassungswidrigen Gesetze vom 30. Januar 1933 und 1934 dem nationalsozialistischen Führer und seiner Regierung alle denkbaren Machtvollkommenheiten zugesprochen wurden und der Reichstag zu einer Söldnerherde ohne Willen, dem Ergebnis einer terroristischen Wahlposse, herabgesunken ist, war der Beschluß der ebenso von den Machtmitteln des Führers abhängigen Reichsregierung vom 2. August 1934 politisch die logische Folge des Geschehenen, rechtlich ebenso bedeutungslos wie die neue entwürdigende Abstimmungskomödie am 19. August sein mußte. Hier ist von Recht nicht mehr die Rede als in einem eroberten Lande. „Hier herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.“ Bis ihre innere Schwäche sich vollends enthüllt hat. Bis diese Gewalt unter einer stärkeren zusammenbricht. Dann kann wieder Recht herrschen in Deutschland.

1) Das deutsche Volk, das in seiner Führung die Sicherung des Sieges sah, während er durch Unterdrückung des unbedingten U-Buchtrags die Niederlage herbeiführte; die Kriegsteilnahme, deren er bedingungslos versprochen hatte, während er gerade durch Beibehaltung ein ernsthaftes Bündniswerk verhindert hat; 1925 seine Wähler der Rechten und 1932 die der Linken.

2) Die Kommunisten hätten ihn verhindert, sogar mit großer Wahrscheinlichkeit die Wahl Otto Brauns sichern können. Sie wollten aber nicht.

Vier Tote am Matterhorn

Zwei stürzen ab — zwei erfrieren

Bermatt (Schweiz), 18. Aug. (DNB.) Am Matterhorn ereignete sich am Mittwoch ein schweres Bergunglück, bei dem vier Touristen ums Leben kamen. Sieben Italiener waren am Dienstag von Breuil am Col Tournaire aufgebrosen und suchten am Mittwoch in zwei Gruppen von drei und vier Mann von der Südspitze her das Matterhorn zu besteigen. Von der Dreiergruppe wurde unterwegs einer

von Unwohlsein befallen und löste sich vom Eis ab, um zurückzubleiben. Plötzlich kamen die beiden anderen Teilnehmer ins Rutschen und stürzten etwa 500 Meter tief ab. Sie waren sofort tot. Die Nachricht von dem Unglück wurde von den Überlebenden dieser Gruppe ins Tal gebracht. Indessen hatte die Vierergruppe den Gipfel am späten Mittwochabend erreicht und schickte sich an, in der Nähe des Gipfels zu übernachten. Die herrschende Kälte setzte aber den Bergsteigern so zu, daß zwei von ihnen erfroren. Die beiden anderen konnten sich bis zur Matterhornhütte schleppen.

Pariser Berichte

Vom Omnibus zum Autobus

Ein altes deutsches Volkslied beginnt mit den Worten „Siehst Du drei Rosse vor dem Wagen und jenen jungen Postillon“. . . . So war es auch vor mehr als hundert Jahren in Paris: drei Rosse zogen den Omnibus, der im Volksmund „Les Dames blanches“ hieß, und der die Verbindung zwischen Paris und Versailles herstellte. 1855 ordnete der Dritte Napoleon an, daß vom Place Concorde in Paris bis nach Versailles Eisenbahnschienen gelegt werden sollten. Auf diesen Schienen aber sollte nicht ein dumpfes und fauchendes Ungeheuer fahren, sondern auf diesem Schienenwege sollte eine von Pferden gezogene Bahn die Verbindung zwischen Paris und Versailles herstellen. Das geschah denn auch, und als man die Strecke 1866 vom Place de la Concorde bis zum Palais Royal verlängerte, so baute man nicht etwa auch den Schienenweg bis dorthin aus, sondern am Place de la Concorde wechselte man fein säuberlich die Räder um, damit das Gefährt seinen Weg innerhalb von Paris auch ohne Schienen fortsetzen konnte. Es war eine glückliche Zeit, die so die Zeit verschwendete konnte. Bis zum Jahre 1913 hottelte das Straßenbahnchen Nummer 1 von Paris nach Versailles. Dann drang auch in den Rokokozoober von Versailles die Neuzeit ein und die gemütliche Pferdebahn mußte der elektrischen Bahn Nummer 1 weichen. Sie ging — ein Fortschritt — vom Louvre ab und nach 1 1/2 Stunde Fahrzeit landete sie in Versailles. Jetzt aber ist auch sie veraltet. Jetzt wird sie im Wagenmuseum neben dem Modell der „Dames blanches“ ihren Platz erhalten. Denn seit Dienstag fährt einer der hochgebauten grünen Pariser Autoomnibusse vom Louvre nach Versailles. Und er gebraucht für diese Strecke nur noch dreiviertel Stunde an Zeit. Denn für die Gegenwart ist Zeit ja leider Geld. Und da, wo ehemals Flieder, Jasmin und Akazien die Luft mit ihrem Duft erfüllten, wird man jetzt aus den Auspuffrohren der Autoomnibusse „holde Benzin- und Benzoldüfte“ atmen können.

Die Herren Kasino-Direktoren

Große Betrügereien haben die Direktoren des Casinos von Luc-sur-Mer Marelin und Daray verübt. Sie inserierten in den Zeitungen, daß sie für ihr Unternehmen Geschäftsführer und Kassierer suchten. Es meldeten sich natürlich zahlreiche Personen, von denen die beiden Betrüger diejenigen für den Posten auswählten, in der Lage waren, Kautions zwischen 10 000 und 20 000 Franken zu stellen. Nachdem die Leute die Kautions hinterlegt hatten, wurden sie von Marelin und Daray engagiert. Sie waren in diesen Zeiten der Arbeitslosigkeit sehr glücklich, eine so gute Stellung gefunden zu haben. Ihr Glück aber währte nicht lange, sondern verwandelte sich in tiefste Betrübnis, als sie ihr Gehalt forderten und feststellen mußten, daß nicht nur die Kassen leer

waren, sondern auch Daray und Marelin mit den bedeutenden Kautionsbeträgen das Weite gesucht hatten.

Der Mörder von Constantine

Constantine, 16. August.

Wir hatten unseren Lesern von dem beklagenswerten Programm Kenntnis gegeben, den ein Teil der arabischen Bevölkerung von Constantine in Algerien am 5. August gegen die jüdische Bevölkerung des Ortes unternommen hatte und in dessen Verlauf alle Angehörigen der jüdischen Familie Attali ermordet worden waren. Nun ist es unter eigenartigen Umständen möglich gewesen, den Mörder dieser Familie zu verhaften.

Rosetti Benesti, die im Hause Attali beschäftigt war, hatte sich auf dem Hängeboden versteckt gehalten, als man die Familie Attali ermordete. Wer beschreibt nun ihr Erstaunen, als sie beim Betreten einer jüdischen Fleischerei am letzten Sonntag in dem Laden einen Metzgerburschen antrifft, in dem sie einen der Mörder ihrer Herrschaft erkennt. Rosetti verlor die Ruhe nicht, sie verließ schnell den Laden und teilte der Polizei ihre Wahrnehmung mit, die sofort den Mann, den zwanzigjährigen Ben Amra Taleh ben Said, der meist de Santos genannt wird, verhaftete. Beim ersten Verhör leugnete dieser jede Teilnahme an der Mordtat. Doch die Beamten ließen ihm keine Ruhe, und am Dienstag gab er endlich zu, daß er wohl bei den Unruhen am 5. August mitgemacht habe, aber mit den Mordtaten jenes Tages nichts zu tun habe. Eine aktive Rolle habe dabei ein anderer Fleischergeselle namens Ben Hamama Said ben Abdallah gespielt. Nun wurde auch Ben Hamama festgenommen. Er gab zunächst ein genaues Alibi für den fraglichen Tag. Dann aber packte ihn die Wut über die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung, und nun erzählte er von einem Besuch, den ihm Santos am 5. August gemacht hatte.

In später Vormittagsstunde hätten sie, sein Freund Takouk und er, Santos in großer Aufregung kommen sehen. Santos habe gesagt, er habe soeben den Juden den Hals abgeschnitten. „Er zeigte uns“, so berichtete Ben Hamama, „ein großes Messer, das er gewöhnlich benutzte, um das Fleisch zu schneiden. Die Waffe war noch rot von Blut. Santos wuschte sorgfältig die Klinge mit alten Lappen ab, trank Kaffee und ging dann wieder weg.“

Nun wurde auch Takouk zur Polizei geholt. Er bestätigte Ben Hamamas Bericht und leugnete im übrigen jede Beteiligung an den Unruhen. Takouk und Ben Hamama wurden nun de Santos gegenübergestellt. Als sie dabei ihre Anklage wiederholten, legte de Santos schließlich ein Geständnis ab. Er behauptete allerdings, zu seinen Mordtaten einen Knüttel, nicht aber sein Schlächtermesser verwandt zu haben.

Selbstverständlich wurde nun de Santos unter der Anklage des Mordes endgültig in Haft genommen, aber auch Ben Hamama und Takouk wurden vorläufig in Polizeigewahrsam behalten. Weitere Verhaftungen stehen bevor.

BRIEFKASTEN

Heberfec. Eine der Zukunft, die wir aus Südamerika über die Aktivität der Nazis unter den deutschen Einwanderern erhalten, lautet: „Wir haben zum überwiegenden Teile den Eindruck, daß der Nationalsozialismus mit seinem ganzen Schicksal dem Auslandsdeutschland ungenügend moralischen Schaden zufügt. Die Schädigungen, die Nationalsozialisten in den verschiedenen Ländern mit Andersgesinnten angefangen haben, die Zusammenhänge mit der Polizei, die sich dabei ergaben, haben allmählich gegenüber dem „deutschen Reich“ eine unfreundliche Stimmung erzeugt. Dazu kommen andere Schädigungen. Der Deutsche Bauernbund für Paraguay ließ sich nicht gleichschalten. Die dortige Zeitung der NSDAP, wies darauf ihre Mitglieder an, vertragstreu zu werden und ihre Produkte im freien Handel zu verkaufen. Dadurch blieb der Bauernbund angeschlossen, und es ist damit die einzige deutsche Wirtschaftsorganisation in Paraguay verschwunden. Die Kolonisten müssen nun auf eigene Faust ihre Ware los werden, wobei interessant ist, daß die Nationalsozialisten, meist Weinbauern, an Juden verkaufen.“

Kommunistischer Pöbel. Wir wissen nicht, warum Sie uns wegen unserer Toleranz gegenüber den Katholiken anbelangt. Nehmen Sie die Nr. 182 Ihres Parteiblattes „Die Arbeiter-Zeitung“ in Saarbrücken zur Hand. Dort finden Sie in großen Letztern folgenden Text: „Die Kommunistische Partei verachtet den katholischen Bektätigen: Volkse Glaubens-, Religions- und Gewissensfreiheit.“ Den Priestern, den Nonnen, den Töchterchen, den Ockerhütchen wird in demselben Aufsatz voller Schimpf versprochen. Das ist ein recht ehrenvoller Standpunkt.

WESTLAND

Unabhängige deutsche Wochenzeitung

erscheint in Saarbrücken jeden Freitag.

„Westland“ behandelt in unparteiischer Weise politische, kulturelle und wirtschaftliche Fragen. Besondere Aufmerksamkeit widmet es der deutschen Entwicklung. Die nationalsozialistische revolutionäre Übergangszeit will es begreifen und nicht bejammern helfen. Deshalb spahrt „Westland“ nicht „Angriffspunkte“ aus, sondern sucht ein umfassendes Bild zu geben. Es wendet sich an den selbständig denkenden Leser, der mit ihm die Wahrheit für die schärfste Waffe des politischen Kampfes hält.

Aus der neuesten Nummer:

Deutschland im Kriegszustand
Deutsche Jungens 1934
Nationalsozialisten und Separatisten
Goebbels versagt
Es gibt keinen Saar separatismus
Schlagsahne für die Saarkumpels

Die regelmäßige Zustellung

erfolgt durch die Westland-Verlags-G. m. b. H.
Saarbrücken 3 • Brauerstraße 6-8 • Telefon 21014

Für den Gesamtschalt verantwortlich: Johann Vitz in Duderstadt; für Inserate: Otto Kub in Saarbrücken. Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volkshilfsmittel GmbH, Saarbrücken 3, Schützenstraße 5. — Schließfach 776 Saarbrücken.

Der Panama-Skandal

Erinnerung an Ferdinand Lesseps

„Ausbruch des deutsch-russischen Kriegs“, vor dem Ausbruch der deutsch-französischen Beziehungen. . . . Diese Nachrichten dröhnten am 2. August 1914 so gewaltig in Europas Ohren, Ohren, Herzen, daß man außerstande war, Kunde über ein Ereignis zu empfangen, das ansonsten alle Kontinente der Zensurhaft befehligen hätte. Der Atlantische und der Stille Ozean hatten inmitten des amerikanischen Kontinents zueinander gefunden. Das erste Schiff fuhr durch den Panamakanal.

Es fuhr durch die sechs gewaltigen Schleusen; es fuhr 78 Kilometer, bis es wieder zum offenen Meer kam. Wer hätte die Kosten der gewaltigen Erdarbeiten von vornherein genau berechnen können, wer die Dauer der Bauzeit richtig einschätzen vermocht, wer vor allem das Unvorstellbare, die Anstaltenfälle und Demütigungen vorherzusehen gewußt. Ferdinand v. Lesseps, den noch im Vertragsprozess der Vorsitzende des Gerichtshofes den „arabischen Franzosen“ nannte, vermochte es jedenfalls nicht: Und so erfüllte sich seine Tragödie. Wegen des 83jährigen Mannes wurde 1889 ein Vertragsprozess geführt. Das Verdict lautete für ihn wie für seinen Sohn: fünf Jahre Gefängnis. Der Greis war bereits völlig verfallen und schwachsinzig. Aber irgend wie mußten doch wohl noch im Bewußtsein die glanzvollen Tage sein, da der Suezkanal eröffnet wurde und die ganze Welt seinen Schöpfer pries: ihn, Ferdinand v. Lesseps. Und nun fünf Jahre Kerker. . . .

Der Suezkanal — das war seine erste große Idee. Sie überfiel ihn nach 45 Jahren eines Durchschnittslebens von mäßigen Erfolgen und Misserfolgen. Keine eines Diplomaten, war er gleichfalls Diplomat geworden, nachdem er das Ingenieurdiplom erworben hatte. Sein Freund Lamartine hatte ihn gefördert. Mit einer heißen Mission in Rom betraut, hatte sich Lesseps ziemlich blamiert. Schon war er bereit, zu resignieren, zog sich aufs Land zurück, richtete eine Kuhwirtschaft ein, restaurierte ein altes Schloss, das einst Aneas Sorel achörte. Da löste ein Thronwechsel in Neapel die Idee mit dem Suezkanal aus und machte den 43jährigen Mann plötzlich zum Genie.

Er kennt den neuen Pflanzling, hat ihn einst als Knaben geküßt, schreibt ihm, läßt sich nach Kairo berufen, plädiert, plädiert, plädiert für die Durchsetzung des Pflanzlings bei Suez, plädiert so lange dafür, bis der Plan angenommen ist. Und nach achtzehn Jahren tauender Schwierigkeiten, technischen, wirtschaftlicher, politischer, war das Werk vollbracht, Lesseps der Triumphtor. Und nun eine neue Phase im Leben Lesseps: der gefeierte Held wird zum Mittelpunkt eines Abfalls. Er heiratete eine junge Dame, jedes Jahr kommt ein neues Baby an, und Paris sieht Zweifel, wenn

die Kinder Lesseps', des Pariser Pflanzlings, des weltberühmten Mannes, ausreifen. Doch der 73jährige Mann hat wieder eine Überraschung parat: er wird den Panamakanal bauen!

Er gründet zu diesem Zweck eine Gesellschaft. Die Banknoten schlägt man auf rund 850 Millionen Franken. Auch niedrigere Summen werden beschlossen. Doch alsbald bemerkt man, daß man sich gründlich verrechnet hat. Sunkulstkosten, Provisionen, Zinsen hat man nicht einkalkuliert, und vor allem wurden die auszubehenden Erdarbeiten gewaltig unterschätzt. Obgleich im Dezember 1880 erst 500 000 Aktien zu 500 Franc gezeichnet waren, viel weniger als man erwartet hatte, ging man schon zwei Monate später ans Werk. Eine eigene Stadt wird als Quartier für die Arbeiter errichtet: die Stadt Christoph Colombo. Die Panamabahn wird gekauft. Riesige Mengen von Maschinen und Material fahren von Frankreich nach Amerika. 20 000 Menschen finden bei den Erdarbeiten Beschäftigung, zumeist Regier der weltindischen Inseln. Doch gegen die kaum begonnene Arbeit erheben sich nacheinander lurchbare Feinde: das gelbe Fieber, das die europäischen Aufsichtspersonen wie die schwarzen Arbeitskräfte verheert. Infolgedessen, Ueberziehungen, und überdies gibt es Schwierigkeiten bei den nötigen Konzessionsverlängerungen. Und vor allem geht das Geld aus.

Man kommt auf den Gedanken, Lose auszugeben. Das Parlament bewilligt die Losanleihe. Zwei Tage lang lauft das Publikum los. Am dritten Tag ist jeder froh, der keine der Obligationen besitzt. Eine Hörsenpanik ist ausgebrochen, angezettelt durch allerlei Gerüchte. In allen Gassen Frankreichs jubelt man, sagt man, schreit man heraus: Lesseps ist ein Betrüger! Er hat uns für ein abenteuerliches Projekt das Geld aus den Taschen gezogen, und Deputierte wurden belächelt! Sonst hätte man niemals die Losanleihe für das laßte Unternehmen bewilligt. Die Coupons konnten nicht mehr eingelöst werden. Man erfuhr des weiteren: Aktienkapital und Obligationen belaufen sich auf 1170 Millionen; die Panamabahn, 25 000 Hektar Urwald und die bisher geleistete Arbeit hingegen sind höchstens 200 Millionen wert. Die Aktien, deren Nominalwert zeitweise vom Kurswert mächtig überholt war, schienen nun nicht viel mehr als Makulaturpapier zu sein.

Die Liquidation der Gesellschaft wurde verfügt, die Strafbehörde aber ließ sich lange, lange Zeit. Endlich Anklage wegen Betruges gegen Ferdinand v. Lesseps und Charles Lesseps, seinen Sohn, gegen Eiffel und zwei andre leitende Herren der Panamagesellschaft! Ein wochenlanges Prozeß, sonderbar schon im äußeren Bild. Die Angeklagten in leier-

lichem schwarzem Anzug, den Infulden in der Hand. Eiffel trägt das Zeichen der Ehrenlegion im Knopfloch. Ferdinand Lesseps ist krankheitsbedingt nicht erschienen. Man wirft ihm vor, er habe heimlich die Banknoten geschmält und dadurch das Publikum hinterlistig. Die Verteidigung erklärt, daß redlicher Optimismus die Schätzungen veranlaßt habe. Bei viel kleineren Aufwänden habe man sich schon verrechnet. Der Pan der Pariser Oper hat schließlich doppelt so viel erfordert als man veranschlagt hatte. Dann man Lesseps schwerlich finanzielle Mißbräuche zugunsten der eigenen Tasche vorwerfen, so ist das der Hauptpunkt der Anklage gegen Eiffel. Tausende Millionen erbeutet er bei Lieferungsverträgen ohne entsprechende Gegenleistung eingeholt. Das Urteil: Ferdinand und Charles Lesseps je fünf Jahre, Eiffel zwei Jahre Kerker. Die Berufungsinstanz mildert freilich das Urteil, spricht Ferdinand v. Lesseps überhaupt frei.

Interessanter noch als der Betrugsprozess schien der Beschuldigungsprozess werden zu wollen. Gegen diesen und seinen Deputierten wurden Verfahren eröffnet, Verfahren wieder eingeleitet. Das wichtigste wäre halt — wüßten die Behörden —, die Notizbücher des mit den Beschuldigten betrauten Herrn Arton zu besitzen. In diesen Büchern sollen 104 Abgeordnete verzeichnet sein, die Schmiergelder empfangen haben. Aber Herr Arton ist leider flüchtig. . . . Man hatte wenig Lust, die Affäre aufzuklären. Nur gegen den ehemaligen Arbeitsminister Balthus mußte man doch wohl vorgehen. Es war erwiesen, daß er sich eine Million versprochen ließ, damit er die Geleisesprossage über die Losanleihe eindringte. Zu fünf Jahren Gefängnis wurde er verurteilt.

Korruptionen kamen, Regierungen gingen. Jede war von dem Korruptionsfandak bedroht. In jedem Kabinett konnte ein Minister, konnten mehrere Minister sein, die vielleicht in die Affäre verwickelt waren. Wer kann es wissen? Und man wollte es lieber nicht wissen. Bonlangischen, Orleansiten wünschten die Republik durch den Skandal unmöglich zu machen. Die Republik gilt es zu retten. . . . Realpolitische Erwägungen galten als wichtiger als die Genußnutzung für das Rechtsempfinden. Die Beschuldigten saßen sich man einschleifen, erweckte sie erst wieder nach Jahren. Bloß sieben Angeklagte gab es. Alle wurden freigesprochen.

Die Vereinigten Staaten kauften schließlich die Reste der Panamagesellschaft, 100 Millionen Dollar wurden verlangt, auf 40 einigte man sich. Und die Vereinigten Staaten konnten das Werk vollenden. Sie haben jetzt den Vorteil, in kürzester Frist die Flotten des Atlantischen und des Stillen Ozeans vereinigen zu können und die Auslieferung Südamerikas zu ersparen und nicht zuletzt auch ganz respektable materiellen Gewinn: Pro Tonne ist ein Dollar für die Durchfahrt durch den Kanal zu bezahlen. Erträgt rund 25 Millionen Dollar im Jahr bei 8 Millionen jährlichen Erhaltungskosten. Hingegen ergab sich für Lesseps ein Denkmals am Meer des Panamakanals, die Traodde seines Alters — sonst aber nichts. . . .